

Heinrich der Löwe,

Herzog von Bayern und Sachsen.

Historische Darstellung

von

Franz Maria Brug.

Mit vier Illustrationen.

Zeichnung von Toni Muttenthaler.

Holzschnitt von Jos. Lechner und J. L. Joch.

Drittes Bändchen
der „Lebensbilder aus der Geschichte Bayerns und seiner Fürsten.“

Augsburg 1854.
Verlag der B. Schmid'schen Buchhandlung.
F. C. Kremer.

Druck der F. C. Kremer'schen Buchdruckerei in Augsburg.

Vorwort.

Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern und Sachsen, ragt in historischer Beziehung zu sehr hervor, als daß er in diesen „Lebensbildern" nicht eine Stelle hätte finden sollen. Er ist es, welcher die Reihe der fremden Stämmen entsprossenen Fürsten, die den Thron des Herzogthums Bayern inne hatten, schließt, um dem erlauchten Stamme der Wittelsbacher, den Wittelsbachern für immer, Platz zu machen, und zu seiner Zeit geschah es, daß des bayerischen Herzogthumes Grenzen so enge gezogen wurden, daß dasselbe gegen seine frühere Zeit sehr an politischer Bedeutung verlor, — Momente, welche wichtig genug sind, daß ihnen eine eigene Darstellung gewidmet werde.

Was die Behandlung dieses geschichtlichen Stoffes betrifft, so ist dieser nach Werken bearbeitet worden, die sich auf sorgfältiges Quellenstudium gründen. Eine erdichtete Erzählung in die Geschichte Heinrich des Löwen zu flechten, war aus dem Grunde unthunlich, weil diese Geschichte an sich selbst so reich an wichtigen Begebenheiten und Thaten ist, daß sie allein den Raum füllt, welcher für ein Bändchen festgesetzt ist.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Heinrich der Löwe als Kind.

Die Nacht des 21. Oktobers 1139 war angebrochen. Ein furchtbarer Herbststurm brauste durch den Thüringer Wald: die hohen Fichten und Tannen, von der Windsbraut erfaßt, neigten tief ihre Wipfel nieder, und ringsum tönte das Gekrache stürzender Bäume in das Tosen des Windes. Kein Stern leuchtete am Himmel, und aus dem düsteren Wolkenmantel, mit dem er bedeckt war, stürzte der Regen in Strömen nieder. In dieser grauenvollen Nacht voll Schrecken und Gefahr irrte ein Wanderer, seinem Anzuge nach dem Kriegerstande angehörend, welcher einen etwa zehnjährigen Knaben an der Hand führte, in dem pfadlosen Walde umher, vergebens nach einem Obdache spähend, das mehr dem zarten Knaben als ihm gegen das ungestüme Wetter Schutz verleihen sollte.

„Aber Kurt," sagte endlich der Knabe, „wohin führst Du mich denn? Warum hast Du mich denn nicht bei der Mutter gelassen, wo es nicht so schauerlich gewesen wäre, als es hier ist?"

„Armer Knabe!" seufzte der Mann; dann wendete er sich zu dem Kinde mit den Worten: „Ihr fürchtet Euch wohl, Heinrich?"

„Fürchten?" antwortete dieser, „nein, das wohl nicht; aber ich bin ganz durchnäßt und müde. Sind wir denn noch nicht bald an Ort und Stelle?"

„Bald hoffe ich," tröstete Kurt; „doch kommt, ich will Euch tragen, Heinrich; Ihr seyd die rauhen Waldwege nicht gewohnt, und wir kommen dann auch schneller von der Stelle."

Der Mann nahm nun den Knaben auf den Arm und setzte seinen Weg fort.

Noch immer stürzten Regenströme herab, noch immer brauste der Wind, da sah Kurt aus nicht zu großer Entfernung durch die Bäume des Waldes den matten Schein eines Lichtes herüberleuchten und ging auf dasselbe zu, in der Hoffnung, die einsame Hütte eines Köhlers zu finden. Nicht lange währte es, so stand er vor einem kleinen, roh aus Holz erbauten Häuschen, in dessen Innern er durch das kleine enge Fensterchen einen Eremiten erblickte, welcher, vor einem an der Wand hängenden Kruzifixe knieend, sein Gebet verrichtete.

„He da, frommer Vater!" rief Kurt, an dem Fensterchen pochend, „vergebt, daß ein Wanderer, der sich im Walde verirrt hat, Euch in der Andacht stört. Er kann eines Knaben wegen, denn er bei sich hat, seinen Weg in dieser schrecklichen Nacht nicht fortsetzen und bittet um eine Freistätte, bis der Morgen anbricht."

Der Eremit erhob sich sogleich und öffnete die Thüre der Hütte mit den Worten:

„Tretet ein, Fremdlinge; was meine Klause vermag, sey Euer Eigenthum, wärmt euch am Feuer; der heftige Regen hat Euch ja ganz durchnäßt und der arme Knabe zittert vor Kälte."

Kurt trat mit dem Knaben in die Hütte, zog diesem die nassen Kleider aus und hing sie zum Trocknen ans Feuer; hierauf gab ihm der Eremit etwas Speise, wie er sie eben vorräthig hatte, und bereitete ihm dann aus einigen Wilddecken ein weiches Lager, auf welchem das ermüdete Kind bald entschlief.

„Wie ist's mit Euch?" fragte nun der fromme Waldbruder den Kriegsmann, „wollt Ihr auch die Ruhe suchen, die Ihr auf meinem Lager genießen könnet, oder wollt Ihr lieber noch ein wenig plaudern? Ich lebe hier so einsam in meiner Klause, und selten verirrt sich ein Wanderer in meine Hütte, der mir etwas erzählt von dem, was sich in der Welt begibt. Könnet Ihr mir etwas davon berichten, so wird's mir lieb seyn. Einen Becher Wein kann ich Euch wohl dabei vorsetzen; ich hab' ihn von einem Ritter, der bei mir ein Nachtlager nahm, zum Geschenke erhalten und für einen solchen Fall aufgespart."

Kurt willigte ein und der Eremit brachte zwei gefüllte Becher, von welchen er den einen seinem Gaste mit den Worten reichte:

„Stoßt an auf das Wohl des Herzogs Hein-

rich des Großmüthigen! — Nun, was ist Euch? Ihr schaut trübsinnig zu Boden, ohne den Becher zu berühren; wollt Ihr mir denn nicht Bescheid thun? Hab' ich doch einen Ehrentrunk vorgeschlagen, auf den jeder Ritter und Knappe wohl Bescheid thun mag. Also noch einmal: Herzog Heinrich soll leben!"

„Dort oben!" erwiderte Kurt, indem er trank.

„Was sagt Ihr?" fragte hastig der Eremit, „dort oben? Ist denn Herzog Heinrich gestorben?

„So ist es!" antwortete der Knappe.

„Das ist ein harter Schlag!" sagte der Einsiedler; — „ich glaubte nicht, ihn zu überleben. Aber erzählt mir doch, wie es zugegangen."

„Ihr wißt," antwortete Kurt, „daß sie den Konrad zum Könige gewählt haben auf dem Wahltage zu Koblenz, wobei außer dem Bruder Konrad's, Friedrich von Schwaben, nur die Erzbischöfe von Trier und Köln und der Bischof von Worms zugegen waren, indem Heinrich von dem, was man vorhatte, nicht unterrichtet war. Mit Recht verweigerte er dem neuen König die Huldigung, und erst als sich die Sachsen, die kaiserliche Wittwe Richenza an der Spitze, unterworfen und als man den Herzog mit trügerischen Hoffnungen und Versprechungen besänftiget hatte, lieferte er zu Regensburg die Reichsinsignien, das Kreuz, die Lanze und die Krone aus. Jetzt nahm aber Konrad einen andern Ton an, und statt eine seiner Versprechungen zu erfüllen, verlangte er von Hein-

rich die Zurückgabe eines seiner großen Reichslehen. Es sey unziemlich, führte er als Grund seiner Forderung an, daß ein Reichsfürst zwei so große Herzogthümer besitze. Heinrich sah nur zu wohl ein, welche Absicht dieser Forderung zum Grunde liege: man wollte ihn erst schwächen und dann ganz zu Grunde richten. Warum hatte man das Nämliche, was man jetzt für unrecht hielt, früher in vielen andern Fällen gestattet? Besaß nicht Konrad's Vater selbst einmal die Herzogthümer Franken und Schwaben zu gleicher Zeit? Beweisen in einem Lande wie Deutschland, wo sich fast Alles durch Gewohnheit gestaltete und vom Gebräuchlichen zum Gesetzlichen aufstieg, nicht so viele Beispiele eben das Erlaubte der Sache? Doch wann wäre jemals Haß und Rache um den Vorwand einer Anklage verlegen gewesen? Konrad, von den meisten Fürsten unterstützt, hatte die Oberhand, und wie so oft zu geschehen pflegt, das Recht des Stärkern war auch hier das stärkste Recht. Heinrich verweigerte das Geforderte, der König, Heinrich's starke Bedeckung fürchtend, brach die Unterhandlung, die bei Augsburg geführt worden war, schnell ab und entwich heimlich nach Würzburg. Hier setzte Konrad seiner Ungerechtigkeit die Krone auf, denn ohne eigentliche Anklage und Vertheidigung wurde Heinrich hier geächtet und zu Weihnachten desselben Jahres 1138 zu Goslar des Herzogthumes Sachsen entsetzt!

„Wie sagt Ihr?“ unterbrach der Eremit den Erzähler, „des Herzogthums entsetzt?“

„Ja entsetzt!“ fuhr Kurt fort, indem er mit geballter Hand auf den Tisch schlug, daß die Becher klirrten. Hierauf trank er hastig und fuhr dann wieder fort:

„Konrad fürchtete indeß die Anhänglichkeit der Sachsen an ihren Herzog und ertheilte daher das Herzogthum einem sächsischen Großen, der mächtig genug war, sich im Besitze desselben behaupten zu können. Dieß war Albrecht, Otto's, des Grafen von Ballenstädt, Sohn, der wegen Verwandtschaft schon früher Ansprüche auf das Herzogthum Sachsen gemacht, und den im Jahre 1134 Kaiser Lothar durch die Uebertragung der Markgrafschaft Nordsachsen zufrieden zu stellen gesucht hatte. So wurde Albrecht's lang gehegter Wunsch nun erfüllt; aber seine Sache war es, sich in den Besitz des Herzogthums zu setzen. Heinrich befand sich in Bayern, als die Acht über ihn ausgesprochen und ihm sein Herzogthum Sachsen genommen wurde. Seine Lage wurde höchst bedenklich, denn auch in Bayern fielen die meisten Großen, durch die Acht geschreckt, von ihm ab, und es blieb ihm nichts übrig, als sich eiligst nach Sachsen zu begeben, wo er auf größere Treue rechnen zu können glaubte. So mußte der unglückliche Fürst die bittere Erfahrung machen, wie wenig Größe und Macht des Glückes Wechsel widerstehen. Von wenigen Getreuen begleitet kam er nach Sachsen, wo Albrecht bereits Lüneburg, Bardewick und Bremen eingenommen hatte. Der edle Adolph von Schauenburg,

Statthalter in Holstein, dem Herzoge treu, war entsetzt; doch hatte indessen die Kaiserin Richenza, die Mutter der Gemahlin des Herzogs, in Sachsen für ihn gewirkt, und sein Erscheinen war für die Sachsen die Losung zum allgemeinen Abfall von Albrecht. In kurzer Zeit war alles Verlorene wieder erobert und Graf Adolph wieder im Besitze seines Landes Holstein. Der Markgraf kam bald in die nämliche Lage, die er dem Herzog Heinrich zugedacht hatte: er verlor alle seine Besitzungen und es blieb ihm nichts übrig, als König Konrad um Hilfe zu bitten. Konrad, Markgraf von Meißen, Pfalzgraf Friedrich, und noch viele Edle aus Bayern und Schwaben, die sich aus ihren Ländern heimlich entfernt hatten, um unter dem alten wohlbekannten Banner zu fechten, hatten auf Heinrich's Seite gestritten."

„Das war brav von den Edlen," sagte der Eremit, eine kleine Pause benützend, die Kurt machte, „nun wird's anders gegangen seyn."

„Ja, freilich," fuhr Kurt fort, „wäre es anders gegangen, wenn König Konrad den Untergang Heinrich's nicht fest beschlossen hätte. Er war nämlich mit dem ersten Theile seiner Rache noch nicht zufrieden, sondern nahm dem Herzoge auch noch Bayern und gab es dem Markgrafen Leopold von Oesterreich. So war Heinrich nun auch seines zweiten Herzogthumes beraubt und sah es in Händen, denen es schwer wieder zu entreißen war. Auf die Bitte Albrecht's brachte

nun Konrad ein bedeutendes Heer zusammen und drang mit demselben gegen Thüringen vor. Unerschrocken rückte Heinrich dem Heere des Königs entgegen, das bei Hersfeld an der Fulda sich gelagert hatte, und blieb bei Kreuzburg an der Werra stehen. Da trug Konrad auf Waffenstillstand und auf Unterhandlungen an. Der König kam vor Kreuzburg, da wird der Herzog plötzlich krank, und mit einem Male rückt der Kaiser vor das Schloß und stürmt es — während der Unterhandlungen. Bei dem Tumulte ruft mir die Herzogin zu: Kurt, rette meinen Sohn; sein Vater hat Gift bekommen und liegt im Verscheiden! Da nahm ich den Prinzen, schlich mit ihm durch die unterirdischen Gänge, und nun sind wir herumgezogen, bis das fürchterliche Wetter uns zu Euch brachte. Dort liegt der Sohn des Herzogs von Bayern und Sachsen und schläft den sanften Schlaf der Unschuld, während sie vielleicht eben seinen unglücklichen Vater in die Gruft senken!"

Hastig stand der Eremit auf und nahte sich dem schlafenden Prinzen. „Also der Knabe hier," sagte er, „der Sohn meines Herzogs? Hätte ich doch nimmer gedacht, daß meine arme Hütte einmal meines Herzogs Sohne Schutz gewähren sollte! Aber wohin gedenkt Ihr Euch nun zu wenden?"

„Ich weiß es wahrhaftig selbst nicht," erwiderte Knappe Kurt; „ich hatte im Sinne, nach Eisenach zu ziehen, allein ich fürchte, die Söldner des Königs Konrad haben die ganze Gegend ringsum

besetzt, und ich will ihnen wahrhaftig die Freude nicht machen, daß sie den Sohn des Herzogs in ihre Hände bekommen. Wenn ich nur das Land hier herum ausspähen und ihn sicher durch diese Wälder retten könnte."

„Ich will Euch einen Vorschlag thun," sagte nach kurzem Besinnen der Eremit; „laßt Euern jungen Herzog in meinen Händen; hieher kommen die Spürhunde nicht. Inzwischen zieht Ihr auf Kundschaft aus und kommt in einigen Tagen wieder zurück, um den Prinzen mit sicherm Geleit wieder abzuholen."

„Ihr habt Recht," antwortete Kurt; „wohl, ich ziehe, über den dritten Tag bin ich wieder bei Euch. Aber bedenket, wen ich Euch anvertraue: Bayerns und Sachsens Herzog, Eueres Vaterlandes Hoffnung und Stolz."

„Des großen Heinrich's einzigen Sohn," ergänzte der Eremit, „das ist genug! Ich werde den Prinzen bewahren, als das köstlichste Kleinod, das mir der Himmel anvertraut hat."

„Nun wohl," erwiderte der treue Knappe, „so will ich denn auch nicht lange zögern und aufbrechen, da das Wetter ausgetobt zu haben scheint. Wenn Heinrich aufwacht, so sagt ihm nur, ich sey gegangen, seine Mutter zu rufen, und würde bald wieder zurückkehren. — Doch noch Eines! Man weiß oft nicht, wie die Dinge sich gestalten; habt Ihr binnen drei Tagen keine Nachricht von mir, dann sollt Ihr noch drei harren, und wenn ich auch

dann noch kein Zeichen von mir gebe, dann nehmt den Knaben und bringt ihn zu seinem Oheim Welf oder zu seiner Mutter. — Und somit Gott befohlen! Lebt wohl! Lebe auch Du wohl, armer Knabe, bis ich wiederkehre und Dich sicher in die Arme der Deinigen geleite!"

Unter den Segenswünschen des frommen Einsiedlers verließ der treue Knappe die Hütte und verlor sich im Walde.

Drei Tage trieb sich Kurt in der Gegend umher und überall traf er Späher, welche auszukundschaften gesandt waren, wohin der junge Heinrich geflohen sey. Es gelang dem treuen Diener, die Feinde irre zu führen, und als er den Weg frei wußte, kehrte er in die Hütte zurück, um Heinrich abzuholen und seiner bekümmerten Mutter, welche sich in Lüneburg befand, zuzuführen.

Ueber die Jugend des Prinzen Heinrich, Sohn Heinrich's des Großmüthigen, welcher den Beinamen des Löwen erhielt, weiß die Geschichte nur wenig zu berichten. Er soll seine Erziehung in der Stiftsschule zu Hildesheim erhalten haben und dort mag in ihm der Eifer, das Christenthum einst in den Heiden zu verherrlichen und den Urquell alles Heiles im gelobten Lande selbst aufzusuchen, zuerst entzündet worden seyn.

Kräftig und entsprechend war Heinrich's körperliche Ausbildung. Als Knabe lernte er, was er als Mann einst üben sollte. Ritterliche Uebungen aller Art brachte er zu einer solchen Vollkom-

menheit und Fertigkeit, daß er es allen seinen Gespielen zuvorthat. So im Reiten, Wettrennen, im Schießen mit der Armbrust, im Werfen der Lanze und in Führung des Schwertes. Uebertraf er aber alle seine Gefährten in diesen körperlichen Fertigkeiten, so war er doch allen lieb und werth. So stärkte und bildete er seinen Körper zur Ertragung von Mühseligkeiten und Beschwerden aus, die ihm einst bevorstanden, und in dem so ausgebildeten Körper entwickelte sich sein gesunder, kräftiger Geist. Von Weichlichkeit des Körpers wie des Geistes gleich entfernt, liebte er das Kerngesunde, das Kräftige in Wort und That. Das einmal als gut oder nützlich Erkannte verfolgte er aus allen Kräften; da schreckte ihn keine Gefahr, kein Hinderniß: nur ein Sporn, es zu überwinden, war es für ihn. Aber damit entwickelten sich auch alle jene Eigenschaften, die ihn später dem Tadel der Welt ausgesetzt haben, jene Unbeugsamkeit und Hartnäckigkeit in Allem, was er behaupten zu können glaubte, jenes Streben nach Reichthümern, das ihn zu mancher Ungerechtigkeit hinriß, eben weil er ihre Unentbehrlichkeit zur Erreichung seiner Zwecke eingesehen hatte. Nicht um sie als todte Schätze zu bewahren, um das Auge kindisch an ihrer Menge, an ihrem Glanze zu weiden, oder um sie zu Schwelgerei und Pracht zu verwenden, — das Alles war ihm fremd; aber wohl schienen sie ihm begehrlich, um damit seine weitern Pläne zu verfolgen, seine Heereszüge, seine Reisen zu machen, seine Geistlichen und Kir-

chen auszustatten, seine Städte zu befestigen und zu verschönen. Wenige Fürsten brachten so viele Ansprüche an Wiedererwerbungen (bei seines Vaters Tode war fast kein Stück Landes, das er mit Sicherheit sein nennen konnte), solche Mittel und Gelegenheiten zu Eroberungen mit zu ihrer politischen Bahn, und war er im Erwerben und Erobern glücklich, so verdankte er es nur seiner frühen Bekanntschaft mit den Waffen und der Sicherheit und Stärke des Muthes, die ein gesunder Geist in einem gesunden Körper gewährt. Wohl hat auch das Glück seinen Antheil daran gehabt, aber eben dieses, als eine fremdartige Einmischung, nicht rein aus seinem Innern hervorgehend, ist ihm auch verderblich geworden. Es hob ihn auf eine gefährliche Höhe, — gefährlich nicht allein für sein politisches Daseyn, sondern auch für sein inneres Leben. Wäre er, was er wurde, blos durch seine eigene Anstrengung geworden, sein Charakter wäre frei von jenem Stolze, von jener Herrschsucht geblieben, die man ihm in seiner spätern Zeit nicht mit Unrecht vorwirft. Aber das Glück, das die Besten verdirbt, zeigte ihm immer höhere Ziele, immer glänzendere Aussichten, und ließ ihn über dem, was er werden wollte, vergessen, was er erst gewesen, ließ ihn Diejenigen gering schätzen, die zu seiner Größe beigetragen hatten, und führte ihn so dem schrecklichen Abgrunde entgegen, der stets neben der schwindelnden Höhe sich hinzieht.

Zweites Kapitel.

Heinrich als Jüngling.

Nichts als seine Erbgüter, und selbst diese noch vielfach angefochten, besaß der zehnjährige Prinz Heinrich, als sein geächteter Vater am 20. Oktober 1139 eines bedenklich (wahrscheinlich durch Gift) schnellen Todes starb. Bayern und Sachsen waren auch ihm abgesprochen, und vor der Hand schien es schon großer Gewinn, wenn nur die Erbgüter und das Herzogthum Sachsen behauptet würden. In Bayern hatte sich Markgraf Leopold von Oesterreich, durch königlichen Spruch eingeführt, durch Strenge behauptet. Doch lebte auch noch mancher Vertheidiger seiner Sache in Bayern, dem die neue Ordnung verhaßt und unerträglich war; viele, die dem neuen Herrn nur im ersten Schrecken sich gefügt und unterworfen, ermannten sich, und fanden in Herzog Welf, des jungen Heinrich's Oheim, einen mächtigen Vereinigungspunkt. Habe sein Bruder, so behauptete Welf frei und laut, auch wirklich durch gerechtes Gericht das Herzogthum Bayern verloren, und solle ein Fürst nicht zwei große Reichslehen besitzen, so müsse Er nach Erbrecht Bayern erhalten. Solcher Zwiespalt der Meinungen war schwer durch Güte zu vereinigen, und alles bereitete sich zu einer kriegerischen Entscheidung vor.

Der neue Herzog Leopold hatte sich vor Allem

in der Hauptstadt des Herzogthumes, in Regensburg, festzusetzen gesucht und dann an der westlichen Gränze Bayerns, am Lech, Augsburg gegenüber, des Landes Angelegenheiten vorgestanden. Viele Große des Landes, wie Furcht oder Hoffnung den einen oder den andern trieb, hatten sich ihm zugesellt, andere hatten durch Wegbleiben ihre feindliche Gesinnung verrathen. So waren auch Otto und Konrad, die Herren des Schlosses Valey, zwei tapfere Brüder, dem alten Herrscherhause treu geblieben und hatten sich dadurch des Oesterreichers Rache zugezogen. Ihr Schloß wurde von ihm belagert (August 1140), aber Welf kam zum Ersatz herbei und schlug den Herzog in die Flucht. Um aber Welf von fernerer Einmischung in die bayerischen Angelegenheiten abzuhalten, griff ihn König Konrad in dem eigenen Lande an. Der feste Platz Weinsberg, unweit des Neckars, verschloß ihm seine Thore und trotzte seiner Belagerung. Auch hieher eilte Welf zu Hilfe, und es kam zur Schlacht. Welfen! Waiblingen! rief jede Partei die Ihrigen an, um in des Kampfes Hitze und im Getümmel der Schlacht sich wieder zu erkennen. Die Schlacht war heiß, aber für den Welfen unglücklich, und mit großem Verlust zog er sich zurück.

Auch zu Regensburg fand Leopold nur zweifelhafte Treue, und ein Aufstand der Bürger zwang ihn, die Stadt zu verlassen. Das neue Herzogthum brachte ihm überhaupt wenig Segen, denn der Welfen Partei war noch lange nicht bezwungen.

Im Kampfe mit dieser Gegenpartei und der Stimme des Volkes überhaupt starb Leopold (1141) im Kloster zu Niederaltaich.

Nicht besser hatte sich in Sachsen der Kampf um das Herzogthum gestaltet. Dort war Kaiser Lothar noch nicht vergessen, und seine edle Wittwe Richenza, die Großmutter des jungen Heinrich, wirkte in seinem Geiste fort. Sie war die Seele aller Verbindungen gegen Markgraf Albrecht, den neuen aufgedrungenen Herzog. Auch Lothar's Tochter Gertrud wurde ein Band zwischen den Sachsen und ihrem Sohne, dem unmündigen Heinrich, den der Vater sterbend ihrem Schutze empfohlen hatte. Gertrud führte für ihren Sohn als Vormünderin die Regentschaft, mehrere Große mit ihr.

Mochte sich Albrecht nach dem schnellen Tode seines Gegners Hoffnung gemacht haben, nun ruhig und ungestört zu dem Besitze seines Herzogthums, von dem er schon den Titel führte, zu gelangen, so hatte er sich getäuscht: noch war er nicht einmal Herr seines eigenen Landes wieder. Friedrich von Sommersenburg, Graf der sächsischen Pfalz, und Rudolph, der Letzte des Grafenhauses von Stade, vereint mit mehreren Anderen, waren verwüstend in Albrecht's Markgrafenschaft Nordsachsen und in die ascanischen Erbländer eingedrungen. Mehrere Schlösser wurden zerstört und wenig mehr als seine Eroberungen über die Wenden an der Mittelelbe ihm gelassen. So war er genug be-

schäftigt, nur das verlorne Erbe wieder zu gewinnen.

König Konrad sah sich selbst nach Heinrich's Tode noch in peinlicher Verlegenheit, wie er die Achtserklärung des verstorbenen Herzogs und den Spruch von Goslar in's Werk setzen sollte. War auch sein Uebergewicht in Bayern entschieden, so machte doch Welf's Anhang und schwäbische Hausmacht einen weit aussehenden Krieg nöthig. Noch zweifelhafter war der Ausgang der Sache in Sachsen. Leichter war es freilich, ein Land dem Einen ab und dem Andern zuzusprechen, als den neuen Besitzer wirklich einzusetzen. So sehr auch Albrecht der Bär deßwegen in ihn dringen mochte, die Stimme und Gesinnung der Sachsen war entschieden gegen ihn, und ihr entgegenzuarbeiten augenscheinlich höchst schwierig, wo nicht unmöglich. Aber wie zu allen Zeiten die Politik der Hohenstaufen auch neben der Gewalt noch andere Mittel zu ihren Zwecken fand, so gelang es auch hier, durch einen höchst glücklichen Gedanken einen Ausweg aus diesem Labyrinth zu finden.

Konnte Heinrich's des Löwen Mutter vermocht werden, dem neuen Herzog von Bayern, Heinrich Jasomirgott, ihre Hand zu reichen und ihren Sohn dahin zu bringen, auf Bayern zu verzichten, so schien dieser Vortheil mit dem Herzogthume Sachsen nicht zu theuer erkauft, und für Albrecht den Bär konnte sich ja eine Entschädigung finden, wenn er je außer der Wiedererlangung

seiner noch verlorenen Mark und Erblande eine begehren sollte.

Mit Albrecht, welcher zu gut einsah, daß der König entweder seinen Widerspruch nicht achten oder ihm wenigstens mit seiner Hilfe auch alle Hoffnung auf Sachsen rauben würde, so wie auch mit Heinrich's Wittwe Gertrud gelang der Plan; schwieriger war es, Heinrich zu überzeugen, die Verhältnisse geböten es. Obwohl erst 13 Jahre alt, soll er seiner Mutter, die ihm vorstellte, es gehöre viel männliche Kraft dazu, zwei solche Länder, wie Bayern und Sachsen, zu regieren, erwidert haben:

„Aber es ist auch um so mehr Ehre, Mutter, wenn es gut geht. Und warum sollte es nicht? Ich halte dafür, was ein Mann will, das kann er auch. Schont meiner Jugend; Ihr möchtet mich zu etwas überreden, was mich später gereute, und ich möchte nicht, daß ich das jemals von meiner Mutter denken müßte.“

Und als seine Mutter endlich, ihrem Gatten Heinrich Jasomirgott folgend, von ihrem Sohne schied, sagte er, von ihr Abschied nehmend:

„Gehabt Euch wohl, Mutter! Gottes Segen über Euch, daß Ihr für mich gesorgt habt. Ich werd' es Euch nie vergessen, und sollten sie Euch einmal unrecht thun und hart mit Euch seyn, so denkt daran, daß Ihr einen Sohn habt, der kein Unrecht duldet, und dem Gott Kraft geben wird, die Schwachen zu schützen. Seht hier an der Wand,

Mutter, die Bildnisse der edlen Fürsten Deutschlands; auch ich will einst meinen Platz unter ihnen einnehmen, und sie sollen sich meiner nicht schämen fürwahr! Lebt wohl!"

Als König Konrad im Jahre 1142 zu Würzburg das Osterfest gefeiert hatte, hielt er einen Reichstag zu Frankfurt, wo sich fast alle deutschen Fürsten versammelten und auch die Sachsen und der König sich versöhnten. Mit seltener Pracht wurde hier auf königliche Kosten vierzehn Tage das Vermählungsfest von Herzog Heinrich und Gertrud gefeiert; es galt ja die endliche Beilegung des alten Streites, und so schnell und leicht hatte Konrad nicht ans Ziel zu kommen gehofft.

Der junge Heinrich wurde auf's Neue mit dem Herzogthume Sachsen belehnt und verzichtete auf Zureden seiner Mutter auf Bayern. Auch für den Markgraf Albrecht fand sich eine Entschädigung, denn außer der völligen Wiedereinsetzung in seine verlornen Länder wurde auch auf die von ihm gleichzeitig erworbenen slavischen Staaten, die Mark Brandenburg, die markgräfliche Würde und das bisher auf Schwaben haftende Erzkämmeramt übergetragen.

Diese Staatsheirath wäre allerdings ein Meisterstück der Hohenstaufischen Politik gewesen, wenn der junge Prinz Heinrich immer unmündig geblieben und Welf, sein Oheim, nicht noch am Leben gewesen wäre. Welf erklärte seines Neffen Verzichtleistung auf Bayern für unrechtmäßig und daher

ungiltig; ja könnte sie auch in Kraft bleiben, so sey doch das Herzogthum Bayern ein Welfisches Stammlehen, von welchem er selbst der nächste Erbe sey, wenn Heinrich sich auch dessen entschlagen wolle. Auch andere bayerische Große, wie die Grafen von Wittelsbach, Dachau und mehrere andere waren mit der ganzen Verhandlung unzufrieden und unterstützten Welf heimlich oder offen, als er mit einem Heer in Bayern einfiel; er verwüstete das Land und zog sich bei Annäherung des Königs wieder zurück. Diesen Einfall erwiderte Herzog Heinrich durch Verwüstung der Güter der Welfischen Anhänger in Bayern. Die Verwirrung in diesem Lande stieg aufs Höchste und man glaubte das Ende der Welt nahe.

So wie Prinz Heinrich an Jahren zunahm, verlor er auch allmählig die Stützen seiner Jugend. Er sollte, so schien es Gott zu wollen, lernen selbstständig werden noch in jungen Jahren. So starb im Jahre 1141 seine Großmutter, die kaiserliche Wittwe Richenza, und 1143 seine Mutter Gertrud, die ihm freilich schon durch ihre Heirath entfremdet war.

Wer nun die Regentschaft für ihn führte, ist völlig dunkel, aber zweifellos dürfte es seyn, daß der junge Heinrich schon jetzt seine Meinung und seinen Willen durchzusetzen gewußt hat. Wir erwähnen hier einer Begebenheit, die einen Beweis davon liefert.

Im Jahre 1144 nämlich wurde durch den Tod Rudolph's, Grafen von Stade, welchen die auf-

rührerischen Ditmarsen erschlugen, diese Grafschaft sowie die Herrschaft Ditmarsen erledigt. Da er keine Kinder hatte, so machte dessen jüngerer Bruder, Hartwich, Probst des Erzstiftes Bremen, Anspruch darauf; er trat sein Recht an die bremische Kirche ab und erhielt von Adalbert, Erzbischof von Bremen, dafür die Grafschaft Stade zu Lehen. Nähere Ansprüche auf die herrenlosen Länder glaubte aber Heinrich der Löwe zu haben, und die Sache kam vor den König Konrad zur Entscheidung. Beide Parteien standen einander gegenüber, als der junge Heinrich den Erzbischof Adalbert gefangen nehmen ließ. Der Knappe Kurt, dessen wir seit jener Scene im Thüringer Walde, mit welcher unsere Geschichte beginnt, nicht mehr Erwähnung gethan haben, der aber seither immer seinem jungen Gebieter mit gleicher Treue und Anhänglichkeit auf allen seinen Wegen gefolgt war, hatte Gelegenheit, dem Probste Hartwich das nämliche Schicksal zu bereiten, welches den Erzbischof getroffen, und die beiden Gefangenen erkauften nun ihre Freiheit durch Verzichtleistung auf die streitigen Ländereien.

Unermüdliches Verfechten einer Sache, wo er das Recht oder wenigstens den Schein des Rechtes auf seiner Seite zu haben glaubte, daher selbst Gewaltthätigkeit, wo mit gütlicher Unterhandlung nichts gefruchtet wurde, charakterisirt den jungen Herzog in seinen meisten Unternehmungen, zumal, wenn sie neue Erwerbungen betrafen. Freilich mußte auch in seiner Zeit, wo die Rechtsform noch wenig aus-

gebildet und daher selbst die Quelle gar vieler Ueberschreitungen war, ein rasches Durchgreifen am ehesten zum Ziele führen.

Ueberhaupt trat Heinrich nun immer selbstständiger auf und warf manche Fesseln ab, die ihn banden. Vor allem Andern scheint er jetzt den Verlust Bayerns recht lebhaft gefühlt zu haben, und er suchte, da ihn keine kindliche Pflicht mehr an seine Mutter band, jetzt seine Ansprüche auf das verlorene Herzogthum geltend zu machen und nannte sich (1144) Herzog von Bayern und Sachsen. Er begnügte sich aber nicht damit, sich blos diesen Titel beizulegen, sondern trat auch immer öffentlicher und lauter damit hervor. Auch schien die Zeit dazu sehr günstig. Die Sage ging, König Konrad sey entschlossen, einen Kreuzzug zum gelobten Lande zu thun, und Heinrich glaubte nun eilen zu müssen, denn weder Dauer noch Erfolg des Zuges ließ sich berechnen, wohl aber, daß er von dem Könige einen billigen Entscheid erwarten könne, weil er einen so mächtigen Herzog wie Heinrich nicht als Feind im Vaterlande zurückzulassen wagen würde.

Die Klugheit König Konrad's wußte auch hier ein Mittel zu finden. Um das Reich in seiner Abwesenheit nicht verwaiset und herrenlos zu lassen, suchte er seinem Sohne noch bei seinem Leben die Krone Deutschlands zu verschaffen, und berief zu diesem Zwecke einen Reichstag nach Frankfurt, wo sein noch unmündiger Sohn Heinrich zum König und Mitregenten gewählt und bald darauf in Aachen

2*

gekrönt wurde. Erzbischof Heinrich von Mainz wurde ihm als Regent zur Seite gestellt. Es war zwar eine bisher beispiellose Sache, daß ein deutscher König, der noch nicht einmal die Kaiserkrone trug, sich in seinem unmündigen Sohne einen Mitregenten und Nachfolger gab, es wurde aber bei der damals in Deutschland herrschenden allgemeinen kriegerischen Aufregung übersehen und durch den Drang der Umstände entschuldigt.

Heinrich der Löwe hatte, achtzehn Jahre alt, kurz vor dem Reichstage die Regierung seines Herzogthums angetreten und erschien nun auf diesem, um das Herzogthum Bayern als ein seinem Vater unrechtmäßig entrissenes nach Erbrecht zurückzufordern. Konrad gab eine ausweichende und vertröstende Antwort, und es gelang ihm, den Herzog mit seiner Forderung bis nach dem Kreuzzuge zur Geduld zu verweisen.

Der Sultan der Saracenen Zenghi hatte im Jahre 1144 den Franken Edessa, die Vormauer von Jerusalem, abgenommen, und dieses, durch so viele heiße Kämpfe errungen, drohte zu fallen. Der Ruf um Beistand erschallte aus dem Orient; mit ihm vereinigte sich die Beredsamkeit des heiligen Bernhard, Abt von Clairvaux, und König Ludwig von Frankreich, König Konrad von Deutschland und mit ihnen eine unzählige Menge, unter welchen sich viele deutsche Fürsten und andere Große befanden, nahmen das Kreuz und zogen nach Palästina.

Eine andere kriegerische Beschäftigung, welche jedoch ebenfalls einen frommen Zweck hatte, wählten sich währenddem die Fürsten des mittleren und nördlichen Deutschlands. Während die Kreuzfahrer die heiligen Orte gegen die Einfälle der Ungläubigen schützen oder sie ihnen wieder entreißen wollten, hatten sich obige Fürsten ein näheres und erreichbareres Ziel gesteckt. Die Begeisterung, die Tausende an den Jordan trieb, hatte auch sie ergriffen, zu Heeren versammelt und zum Kampfe entflammt. Die große Idee, die Jenen vorleuchtete, hatte auch sie erfaßt, aber zu ihrer Ausführung einen andern Weg vorgezeichnet. Galt es doch dem allgemeinen Kampfe gegen das Heidenthum und der Verbreitung des Christenthums unter den Ungläubigen. Darum schmückten auch sie sich mit dem Kreuze; aber sie zogen andere Wege, nämlich gegen die heidnischen Slaven, die Obotriten, Luticier und andere Stämme in Mecklenburg und Pommern, die bisher ihren Haß gegen das Christenthum so oft an den Dänen und Sachsen gezeigt hatten, und konnte wohl das Christenthum anders als durch eine völlige Unterjochung derselben festen Fuß bei ihnen fassen?

Zwei große Heere sammelten sich in Sachsen, ein drittes, aus Seeländern und Jüten bestehend, brach aus Dänemark auf. Bei einem der ersteren glänzte vor Allen der junge Herzog Heinrich von Sachsen durch Kampflust und Größe der Schaaren.

Niclot, der Fürst der Obotriten, hatte bald

vernommen, was ihm und allen Slaven seines Landes drohe, und traf schnell Vorkehrungen. Er berief sein ganzes Volk, befestigte Dobbin als Zufluchtsort für die äußerste Gefahr. Den Vortheil des Angriffs kennend lief er mit einigen Schiffen in die Mündung der Trave ein, überfiel den Lübecker Hafen und verbrannte die beladenen Kaufmannsschiffe. Mehrere hundert Menschen wurden in Lübeck erschlagen. Dann überzog er ganz Wagrien mit seinen Reitern und verwüstete das Land weit und breit.

Dieser kühne Einfall Niclot's beschleunigte den Aufbruch der christlichen Heere gegen Mecklenburg und Pommern. Die Dänen erlitten inzwischen eine bedeutende Niederlage und ihre Flotte wurde von den Rügen übel zugerichtet. Die Kreuzheere belagerten zwar einige feste Plätze, aber der Eifer erkaltete unter diesen langwierigen Belagerungen. Auch scheint die Eifersucht und feindliche Gesinnung, welche Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär aus früherer Zeit des Herzogthums Sachsen wegen beide in ihrem Herzen gegen einander nährten, von schlimmem Einflusse auf ihre Krieger gewesen seyn. Sie sagten beiden Theiles: Ist nicht das Land, das wir verwüsten, das unsrige? Warum also gegen unsere eigenen Zinsner fechten? trifft nicht der Schade unsere eigenen Herren? Solche Worte mögen sie von ihren Heerführern vernommen haben. Immer matter wurde der Krieg fortgesetzt, der geschlagene Feind nicht verfolgt, kein Platz ge-

nommen. Endlich glaubte man, der Pflicht des Kreuzzuges Genüge gethan zu haben, als die Slaven nach einigen Niederlagen versprachen, das Christenthum anzunehmen. Man war froh, diese Auskunft gefunden zu haben und sah wenig auf die Erfüllung der Bedingung, denn es ließen sich zwar viele Slaven taufen, allein es geschah nur zum Schein.

Für Heinrich den Löwen war dieser Zug übrigens eine Schule mancher Erfahrung geworden. Er lernte ein Land kennen, das einst eine schöne Erwerbung für ihn allein werden konnte; er sah aber auch, daß die verachteten Slaven nicht auf ein Mal zu besiegen waren und daß sie nur allmählich an das Joch der Deutschen gewöhnt werden könnten; ja er sah, wie die politische Unterwerfung und die Ausbreitung des Christenthums sich die Hände bieten müßten, und fußte auf diese Erfahrung bei seinen künftigen Kriegen.

Wir haben bereits erwähnt, daß die Ditmarsen ihren Grafen Rudolph erschlagen hatten. Da sie bisher noch nicht völlig zum Gehorsam zurückgekehrt waren, so überzog Heinrich sie mit Hilfe der Theilnehmer an dem Kreuzzuge mit Krieg. Besser wurde hier der Zweck erreicht, das Volk der Ditmarsen geschlagen, bezwungen und ihm ein gewisser Reinhold (vielleicht der Gründer von Reinholdsburg oder Rendsburg) zum Grafen gesetzt.

Mit Ruhm beladen kehrte Heinrich der Löwe von diesem Kriegszuge nach Hause zurück, nicht

ohne große Entwürfe für die Zukunft. Aber nur Unterthanen empfingen ihn, Niemand, der seinem Herzen näher stand. Seine Großmutter, seine Mutter, sein Vater — alle waren todt. Seine Züge hatten nur ihn vergrößert und bereichert, vielleicht auch schon Neider erregt; er stand allein. Da gemahnte es ihn, das in Erfüllung zu bringen, was, wie es scheint, schon auf dem Reichstage in Frankfurt zwischen ihm und Herzog Konrad dem Zähringer, Regent von Burgund, abgeschlossen worden. Hatte damals schon die Verlobung mit Konrad's Tochter, Klementia, statt gefunden, so wurde jetzt, nachdem Konrad sein treuer Begleiter auf dem Kreuzzuge gewesen war, die Vermählung gegefeiert.

Drittes Kapitel.

Der heilige Bernhard und der Kreuzzug nach Palästina.

Wenn gleich Heinrich der Löwe, wie wir im vorigen Kapitel vernommen haben, an dem Kreuzzuge ins gelobte Land nicht Theil nahm, so ist dieser doch eine zu wichtige historische Begebenheit und von zu großem Einflusse auf die Geschichte jener Zeit überhaupt, daß wir seiner nicht weitläufiger erwähnen müßten.

Als die Nachricht von der Eroberung Edessa's nach dem Abendlande kam, zeigte sich die allgemeinste Theilnahme; aber ohne die Wirksamkeit eines Man-

nes würde kein neuer Kreuzzug zu Stande gekommen seyn. Dieser Mann war Bernhard, Abt von Clairvaux, geboren zu Fontaines in Burgund, vier Jahre vor dem ersten Kreuzzuge. Sein Vater Tecelin hatte den Ruhm eines wackern und gottesfürchtigen Kriegers, seine Mutter Aloisia von Montbarry neigte sich ganz von weltlichen Dingen zu frommen Uebungen und vereinigte in den letzten Jahren ihres Lebens die Thätigkeit einer Hausfrau mit der Frömmigkeit einer Nonne. Schon in der Jugend zeichnete sich Bernhard aus durch Fleiß, Einfachheit, Stille, Nachdenken und Gehorsam, und beherrschte sich in den Jahren, wo manche Leidenschaften den Menschen sehr zu bedrängen pflegen, mit einer solchen Strenge, daß die inneren Kräfte in irgend einer Richtung Großes hervorbringen mußten. Zunächst wirkten seine Gesinnungen und sein Wort so mächtig, daß dreißig Genossen und Verwandte dem zweiundzwanzigjährigen Jünglinge in das Kloster nach Clairvaux folgten, und schon zwei Jahre nachher ward er Abt in der von ihm gegründeten Abtei Clairvaux. Früher hieß diese wüste Einöde das Wermuthsthal, wahrscheinlich weil Räuber von da aus oft Reisende überfallen hatten, und auch jetzt kostete es Mühe und Ausdauer, der zu ernster Betrachtung hier mächtig auffordernden Natur das abzugewinnen, was die mäßigsten Bedürfnisse des Menschen verlangen. Bernhard's Vater und seine fünf Brüder wurden allmählig Mönche, und als ihn einst seine Schwester in zierlicher Kleidung

und von Mehreren begleitet, besuchen wollte, sprach er sie erst, nachdem sie reuig gelobt, sich zu bessern und den Wandel ihrer Mutter nachzuahmen. Essen, Trinken, Kleidung und andere irdische Genüsse waren Bernhard gleichgiltig; jeder Augenblick des Schlafes schien ihm ein Verlurst am Leben, und wenn er auch mit Heiterkeit und Demuth an niedrigen Handarbeiten Theil nahm, so war doch das Lesen und Forschen in der Schrift seine Hauptbeschäftigung, und die Wälder und Fluren besuchte er nur, weil ihn der Geist Gottes da am Lebendigsten und Eindringlichsten ansprach. Dieses beschauliche Leben schien ihm sein ursprünglich schwacher, durch die strengste Lebensweise noch mehr erschöpfter Leib allein zu gestatten, aber zum Predigen war seine Stimme doch stark genug, und er sprach und schrieb jedem Stande und jedem Verhältnisse so angemessen, daß er nach allmähliger Ausbreitung seines Rufes fast mit allen Ländern der Christenheit in Verbindung trat und daselbst wirksam ward, und zwar nicht bloß auf natürliche Weise, sondern auch durch Wunder aller Art. Er heilte Kranke, Lahme, Blinde, Taube; er weissagte, erweckte Todte.

Ein Wunder aber, das er wirkte, das größte von allen, das seine Heiligkeit und seinen Beruf als Gottes Abgesandter augenfällig beurkundete, war, daß er, ein armer, körperschwacher, hinfälliger Mönch, die Könige und die Päpste lenkte. Nicht bloß äußere Hoheit, nicht bloß die Kraft des Schwertes entschied, sondern die Kraft des innern Menschen, der

göttlichen Gesinnung, des heiligen Wortes trat den Großen wie den Geringen allmählig entgegen, und bewegte oder beruhigte die ganze Welt, während in andern Zeiten, bei weniger innerem Leben, oft nur das Scheinbare als wirklich galt, nur das Aeußere Bedeutung erhielt, nur daran geglaubt und dafür gewirkt, beim Mangel aller ächten Begeisterung aber jedes andere nicht Handgreifliche als nichtig verspottet und zurückgesetzt ward. Ungeachtet seiner Verehrung für den Stand des Mönches war Bernhard doch mehr als Mönch: er verband auf eine seltene Weise die unermüdlichste Thätigkeit nach außen mit der größten Zurückgezogenheit.

Es schien aber die damalige Zeit der Unternehmung eines neuen Kreuzzuges nicht günstig zu seyn; denn König Konrad III. war mehr als hinreichend mit den innern Angelegenheiten Deutschlands beschäftigt; in England wüthete der Bürgerkrieg zwischen König Stephan und Mathilde, der Tochter König Heinrich I.; in Frankreich war Ludwig VII. mit der Kirche zerfallen. Papst Innocenz hatte den König mit dem Banne belegt, weil er den Bischof von Bourges nicht anerkennen wollte, und erst Cölestin II. nahm ihn nach bezeugter Reue wieder in die Kirchengemeinschaft auf.

Doch konnte diese Aussöhnung mit der Kirche den König nicht ganz beruhigen, denn es erschien ihm als Meineid, daß er, gegen seinen Schwur, in der Sache des Bischofs von Bourges nachgegeben habe. Bei solcher Stimmung waren schon Bern-

hard's frühere Behauptungen von der Pflicht, die morgenländischen Christen durch einen sündenvertilgenden Kreuzzug zu erretten, nicht ohne Wirkung auf ihn geblieben, und die durch Gesandte mitgetheilten Trauernachrichten von dem Verlust Edessa's brachten den König dahin, den heiligen Abt von Clairvaur förmlich zu befragen: wie ein solcher Zug am Besten einzuleiten sey? So sehr dieß mit den Wünschen und Ansichten Bernhard's übereinstimmte, wollte er doch nicht eitel, übereilt, und eigenmächtig in einer Sache von solcher Wichtigkeit entscheiden, sondern wandte sich freudig an den Papst Eugen III., welcher ihn auch sogleich bevollmächtigte, das Kreuz zu predigen. Zugleich ermahnte der Papst den König und die Großen Frankreichs noch besonders und setzte zur Belohnung und Aufmunterung der Kreuzfahrer während ihrer Abwesenheit verschiedene Vortheile fest: gegen den abwesenden Kreuzfahrer wird keine Klage erhoben, von ihm kein rückständiger Zins beigetrieben, keine Leistung verlangt, welche auf gestellter Bürgschaft beruht. Wollen die Lehensvettern oder der Lehensherr zum Kreuzzuge kein Geld gegen Verpfändung der Besitzungen vorschießen, so dürfen diese ohne Rücksicht auf Verfassung oder entgegenstehendes Herkommen auch den Geistlichen überlassen werden. Weiber und Kinder nimmt die Kirche in ihre besondere Obhut. Vergebung der Sünden ist der unfehlbare höchste Lohn für ein so frommes, gottgefälliges Unternehmen.

Diese Bestimmungen fanden allgemeinen Beifall;

als nun aber, ebenfalls mit des Papstes Bewilligung, eine Abgabe erhoben werden sollte, gegen welche kein Stand, keine Würde, kein Geschlecht schützte, so entstand große Unzufriedenheit unter allen Denen, welche das Kreuz nicht nehmen wollten, und diese machten doch immer die größere Zahl aus. Selbst Reiche verweigerten diese Abgabe. Ehe sich jedoch diese ungünstige Stimmung festsetzen konnte, hatte Bernhard auf einer ungemein zahlreichen Versammlung in Vezelay alle Gegenwärtigen so begeistert und fortgerissen, daß die von ihm schon vorräthig mitgebrachten und nicht einzeln ausgetheilten, sondern in Masse ausgestreuten Kreuze nicht hinreichten, so daß er selbst sein Kleid zerschneiden mußte, um den Andrang zu befriedigen. Der König nahm das Kreuz, seine Gemahlin, sein Bruder, viele Bischöfe, Grafen und Edle. Damit aber Deutschland gleicher Eifer wie Frankreich ergreifen möchte, ließ Bernhard Schreiben dahin gehen folgenden Inhalts:

„Ich spreche zu Euch von der Sache Christi, in dem allein Euer Heil ist. Die Erde zitterte, als der Herr des Himmels sein Land verlieren sollte, wo er mehr als dreißig Jahre mit den Menschen wandelte; sein Land, das er durch Wunder erleuchtete, mit dem Tode weihte und wo die Blüthe der ersten Auferstehung erschien. Aber durch unsere Sünden haben die Feinde des Kreuzes ihr Haupt erhoben, verwüsten das heilige Land und werden in die Stadt des Herrn einbrechen, um die Orte zu

beflecken, wo das unbefleckte Lamm sein purpurnes Blut vergoß und wo unser Leben den Todesschlaf schlief. — Was wollt Ihr beginnen, Ihr tapferen Männer, Ihr Diener des Kreuzes? Wollt Ihr das Heiligthum den Hunden geben und die Perlen den Säuen vorwerfen? Wollt Ihr allen künftigen Geschlechtern untröstbaren Schmerz, unersetzlichen Schaden bereiten und diesem Geschlecht unendliche Verwirrung und Schmach? Nicht weil die Macht des Herrn geringer geworden ist, ruft er schwaches Gewürm zum Schutze seines Erbtheils auf, — denn sein Wort ist That, und mehr denn zwölf Legionen Engel könnte er zu Hilfe senden; — sondern weil der Herr, Euer Gott Euch retten will, führt er die Gelegenheit herbei, wo Ihr seinen Dienst übernehmen könnt. Er erweckt den Schein, als ob es ihm mangle, während er nur eueren Nöthen zu Hilfe kömmt, er will als Schuldner gelten, während er seine Krieger überschwenglich belohnt und ihnen Vergebung der Sünden und ewigen Ruhm ertheilt. Glückseliges Geschlecht, dem solche Gnade, ein solches Jubeljahr eröffnet wird! Laßt deßhalb den Wahnsinn einheimischen Bruderkrieges fahren, denn darin liegt ewiges Verderben; hier aber bietet der Tod Euch das wahre Leben!"

König Konrad war jedoch, trotz der begeisterten Reden des heiligen Bernhard's, eingedenk der Schwierigkeiten des Unternehmens und der ihm in Deutschland obliegenden Pflichten, noch immer nicht geneigt, einen Kreuzzug anzutreten, und erwiderte

in Frankfurt auf die ersten Anträge Bernhard's, er wolle sich vorher mit den Fürsten berathen. Hierdurch keineswegs abgeschreckt, sprach Bernhard auf dem Reichstag in Speier nur desto eifriger zu den in der Kirche versammelten Fürsten und Prälaten, und stellte insbesondere dem Könige mit höchstem Nachdruck vor: „er werde nicht im Stande seyn, am jüngsten Tage nachzuweisen, daß er seine Pflicht erfüllt habe," worauf Konrad, tief erschüttert, die begeisterte Rede des heiligen Mannes unterbrach und laut ausrief: „Ich erkenne den Willen und die Gnade Gottes, er soll mich nicht undankbar finden!"

Mit ihm nahmen das Kreuz Friedrich, sein Neffe, der nachmalige Kaiser, die Herzoge von Bayern, Lothringen und Böhmen, die Markgrafen von Steiermark und Kärnthen, die Bischöfe von Bremen, Regensburg, Freising, Passau, Zeiz, so wie unzählige andere Geistliche, Grafen und Edle. Im Volke zeigte sich überall der höchste Eifer und Andrang, und in Speier mußte Konrad den schwachen Bernhard auf seinen Armen aus der Kirche tragen, um ihn vom Erdrücken zu retten. Auch darin glaubte man den Finger Gottes zu erkennen, daß sich so viele Diebe und Räuber bei dem heiligen Unternehmen einfanden, aber freilich mochten die Rückfälle derselben in die alte Zügellosigkeit später nicht selten zu unglücklichen Ereignissen mitwirken, und die mit Lanzen bewaffneten Weiber, welche gleich den Männern im Zuge einherritten,

erhöhten nicht die Zahl der Krieger, sondern nur die der Verzehrer.

An Gesetzen über gute Zucht und Ordnung ließ man es nicht fehlen, allein wenn auch dadurch das Mitnehmen der Hunde und Jagdvögel verhindert, wenn auch manche größere beim ersten Kreuzzuge begangene Fehler vermieden werden konnten, so blieb doch die Bewaffnung schlecht, und der Gehorsam gegen irdische Herren erschien den Kämpfern Gottes nicht immer als erste Pflicht.

Nachdem Konrad noch Manches mit den päpstlichen Gesandten verabredet, Haltung des Landfriedens vorgeschrieben und die Wahl seines Sohnes Heinrich zum König durchgesetzt hatte, sammelte sich das Heer im Frühlinge des Jahres 1147 im südlichen Deutschland und eilte die Donau abwärts nach Ungarn. Denn ungeachtet König Roger von Sizilien vorschlug, man möge übers Meer nach Palästina segeln, zog man doch wegen der großen Menschenmenge den Landweg der ersten Kreuzfahrer vor. König Geisa von Ungarn bewilligte freien Durchzug und bezahlte sogar Geld, damit Konrad nicht den lästigen Aufenthalt der Pilger verlängere.

Noch größere Besorgnisse hegte der griechische Kaiser Emanuel. Schon einige Jahre früher entstand zwischen ihm und Konrad ein Streit, weil ein byzanthischer Gesandter, Nicephorus, äußerte: der deutsche König herrsche in seines Herrn Reiche. Konrad legte durch zeitgemäße Nachgiebigkeit nicht allein diesen Zwist bei, sondern schloß auch ein

Bündniß gegen die Normanen und vermählte Bertha von Sulzbach, die Schwester seiner Gemahlin, mit dem Kaiser Emanuel. Die Einfachheit, der Ernst und die allgemein gerühmten Tugenden der deutschen Fürstin konnten aber den üppigen, zum Wechsel geneigten Kaiser nicht fesseln, und noch weniger als ihm erschien seinem Volke das Band der Verwandtschaft hinreichend zum Schutze gegen die Deutschen. Auch machte ein gleichzeitiger Angriff Roger's von Sizilien die Griechen gegen alle abendländischen Fürsten doppelt argwöhnisch, und sie hielten die Eroberung Palästinas für einen bloßen Vorwand, die Unterjochung ihres Reiches aber für den geheimen, eigentlichen Zweck der Pilger.

Auf das Gesuch der Deutschen um freien Durchzug und Ankauf von Lebensmitteln gingen ihnen griechische Gesandte bis an die Gränze Ungarns entgegen und stellten dem Könige und den Fürsten vor: ein ungerechter Krieg sey für die Mächtigsten und Edelsten am sträflichsten, der Sieg ohne Ruhm und die Niederlage doppelt schmählich. Ob sie nun gleich keineswegs so böse Absichten vermutheten, möchten die Deutschen doch den Frieden beschwören, damit Uebertretung des Eides doppelt strafbar, das Halten aber durch Freundschaftsdienste belohnt werde. — Konrad setzte den Gesandten hierauf die Gründe seines Kreuzzuges auseinander und schwor mit den Herzögen und Grafen ohne Widerrede; Emanuel dagegen ließ Schiffe zum Uebersetzen über die Donau herbeischaffen und befahl, die

Pilger zu zählen. Es geschah bis 90,000; da verging den Zählern die Geduld.

Der mühsame Weg von der Donau über die Berge bis Sardika ward friedlich zurückgelegt, aber kaum war das Heer in den fruchtbaren Ebenen angelangt, so erhob sich heftiger Streit. Die Griechen nämlich wollten bei dem Verkaufe der Lebensmittel gewinnen, die Deutschen dagegen brauchten Gewalt, wenn der Preis zu hoch war, oder es ihnen — was bei sehr armen Pilgern der Fall war — an Geld fehlte. Zwar beschwerten sich jene darüber beim Könige, er entschuldigte sich jedoch mit der Gesetzlosigkeit der Menge, welche man zu zügeln nicht im Stande sey. Schwere Bestrafung Einzelner, woran es Konrad keineswegs fehlen ließ, konnte Zutrauen und gutes Vernehmen nicht wieder herstellen, und das griechische Heer, welches den Deutschen nun zur Seite zog und die vom Wege Abweichenden zurückweisen und Raubzüge verhindern sollte, verfuhr gegen die Ergriffenen sehr strenge. So kam es schon zu Philippopel zu einem offenen Gefechte. Mit Hilfe des Bischofs von Philippopel wurden jedoch die Streitigkeiten dießmal beigelegt, und die Deutschen zogen ruhig nach Adrianopel. In dieser Stadt mußte aber einer der edelsten deutschen Ritter — sein Name ist nicht bekannt — wegen einer Krankheit mit seinen Begleitern und Gütern zurückbleiben. Hievon benachrichtigt, verbanden sich einige frevelhafte griechische Söldner, zündeten in der Nacht des Kranken Wohnung an, verbrannten

ihn mit den Seinen und raubten sein Gut. Herzog Friedrich kehrte sogleich mit Heeresmacht zurück, ließ einige ergriffene Schuldige aufknüpfen, verlangte die Herbeischaffung der geraubten Güter, brannte das Kloster nieder, zu welchem jenes Gebäude gehört hatte, und würde mit solcher Strenge vielleicht noch weiter fortgefahren seyn, wenn ihn nicht einer der angesehensten Beamten des griechischen Kaisers beruhigt hätte.

Die niederen Pilger hielten jedoch nun alles gegen die Griechen erlaubt, und vergeblich blieben die Erinnerungen des griechischen Kaisers an den geleisteten Eid und seine Bitte, daß die Pilger nicht über Konstantinopel ziehen möchten. Diese erreichten die choirobachische Ebene unfern des Meeres und lagerten sich zwischen den Flüssen Melas und Athyras, um fröhlich am nächsten Tage das Fest der Geburt Maria's zu feiern. Gegen Morgen erscheinende Wolken erregten keine Besorgniß; plötzlich aber erhob sich ein ungeheurer Sturm, der Regen fiel in Strömen herab, und die nahen Flüsse wuchsen zu einer solchen furchtbaren Höhe, daß die Zelte zusammenstürzten, und viele des Schwimmens Unkundige ertranken. Unersetzlich für das weiter eilende Heer erschien der Verlust an Menschen, Gütern, Lastthieren und Vorräthen. Nur das Lager Herzog Friedrich's, welches man an einem höhern Orte aufgeschlagen hatte, blieb von den Fluthen verschont, und dahin gingen die Pilger am andern Morgen zur Feier jenes Festes; aber ihre Herzen waren voll

tiefen Schmerzes, während sie das „Freut Euch, Ihr Christen!" sangen.

In diesem Unglücke sahen die Griechen eine Strafe der Eidbrüchigkeit; Emanuel hingegen bezeigte klüglich seine Theilnahme und lud den König zu einer Zusammenkunft ein. Sie kam nicht zu Stande, weil Konrad verlangte, der Kaiser solle ihm bei Konstantinopel entgegen kommen, eine solche Herablassung aber den Griechen zu unwürdig schien. Trotz ihrem beharrlichen Widerspruche zog Konrad nun mit seiner ganzen Macht nach Konstantinopel, ging über den Fluß Bathyssus und lagerte in der Vorstadt Pera. An Verwüstungen durch die Kreuzfahrer fehlte es hier nicht: Konrad entschuldigte sich hierüber schriftlich bei dem griechischen Kaiser; dieser aber antwortete spöttisch: „obgleich uns auch die Schwierigkeit nicht verborgen ist, die Menge zu lenken, so ergriffen wir doch bei euerm Eintritt in unser Reich solche Maaßregeln, daß Euch keine Beleidigung und uns kein Vorwurf traf, Gastfreunde mißhandelt zu haben. Da Ihr aber als sehr scharfsinnige und erfahrene Männer gezeigt habt, daß dergleichen nicht den Anführern zur Last zu legen sey, so danken wir Euch für diese Belehrung, bitten aber zu gleicher Zeit: Ihr wollet keine Vereinzelten mehr umherschweifen lassen, weil es nicht unsere Schuld seyn wird, wenn sie von der Menge Gewalt leiden." Dann fügte der Kaiser in Bezug auf ein glückliches Gefecht der Griechen gegen raublustige Deutsche hinzu: „Bedenke, daß ein ungezügeltes

Pferd seinem Reiter mehr Schaden, als Vortheil bringt, weßhalb auch wir die Willkür unserer Soldaten zähmen sollten; aber Du bist der Urheber dieser Verwirrungen. Eine geringe Zahl Griechen hat viele Deutsche besiegt und gezeigt, daß Eingeborne besser fechten als Fremde: deßungeachtet bin ich bereit, Ruhe und Ordnung herzustellen, wenn Du das Gleiche versprichst." Konrad antwortete hierauf nicht ausdrücklich, sondern verlangte Schiffe zum Uebersetzen nach Asien, welche ihm auch nach Beseitigung einiger Schwierigkeiten bewilligt wurden.

Viertes Kapitel.

Fortsetzung.

Unterdessen war Bernhard von Clairvaux nach Frankreich zurückgekehrt und hatte auf einer Versammlung in Estampes von dem großen Erfolge seiner Bemühungen unter den Deutschen Bericht erstattet; er hatte vor aller Vereinzelung gewarnt und auf eine tüchtige Wahl von Anführern gedrungen. Sogleich bot man ihm selbst diese Würde an; er lehnte sie aber ab, weil seine Gesundheit zu schwach sey und ihm alle Kenntniß vom Kriegswesen mangele. Ja ungeachtet seines Eifers für den Kreuzzug, rieth er den Geistlichen und Aebten, streng zu prüfen, was ihr wahrer Beruf sey und nicht übereilt ihre Gemeinden und ihre Klöster zu verlassen.

Um dieselbe Zeit, im Februar 1147, ernannte König Ludwig, mit Beistimmung aller Großen, den trefflichen Abt Suger von St. Denis und den Grafen von Nevers zu Reichsverwesern, und stellte jenem, da dieser vorzog, in ein Karthäuserkloster zu gehen, den Grafen von Vermandois und den Erzbischof von Rheims zur Seite. Im Frühjahre 1147 kam Papst Eugen III. selbst nach Paris, that Alle, die Feindliches gegen Frankreich unternehmen würden, in den Bann, überreichte segnend dem Könige Kreuz und Pilgertasche und tröstete seine zurückbleibenden Verwandten.

Nachdem Ludwig, alter Sitte gemäß, die Oriflamme vom Altare des heiligen Dyonysius genommen und sich bei den heiligen Martyrern beurlaubt hatte, sammelte er sein Heer um Pfingsten bei Metz und gab passende Gesetze, welche zwar beschworen, aber nicht immer und am Wenigsten von den Geringern gehalten wurden. Schon beim Uebersetzen über den Rhein entstand so heftiger Streit in Worms, daß mehrere Pilger jähzornig einige Schiffer in den Strom warfen, die Bürger dagegen zu den Waffen griffen und nach einem blutigen Gefechte jene kaum verhindert wurden, die Stadt in Brand zu stecken. Ueber Würzburg, Regensburg, Passau und Belgrad erreichte Ludwig die griechische Gränze und hatte überall den Vortheil, daß er die Brücken und Schiffe der Deutschen vorfand.

Die griechischen Gesandten, welche fast in jeder Stadt auftraten, überhäuften den König mit so vielen Schmeicheleien, daß der Bischof von Langres,

des Dolmetschens überdrüssig, sagte: Wiederholt nicht so oft das Gleiche über seine Weisheit, Majestät, Größe und Religion, er kennt sich und wir kennen ihn, was Ihr aber eigentlich wollt, das tragt schnell und bündig vor!"

Emanuel verlangte, der König und die Fürsten möchten beschwören: sie würden nichts von seinem Reiche in Besitz nehmen und ihm das von den Türken Eroberte überlassen. — Manchem Fürsten und Prälaten schien dieses zur Verhütung weiteren Streites nützlich, Andere hingegen fragten widersprechend: warum man sich alles eigenen Erwerbes begeben wolle? Endlich ward beschlossen, die letzte Entscheidung solle hierüber unmittelbar zwischen den Herrschern erfolgen, und bis dahin versprach man wechselseitig freien Handel, Zufuhr von Lebensmitteln und geordneten Zug. Allein die Griechen schlossen sich, durch den üblen Vorgang der Deutschen erschreckt, in die Städte und befestigten Orte ein und trieben nur Verkehr von den Mauern herab, was aber den Bedürfnissen des Heeres nicht hinreichend abhalf und woraus dann Raub und Plünderung entstand. Auch erschienen diese Vergehen den Kreuzfahrern nur als unbedeutend, die Griechen hingegen zeigten sich abwechselnd hochmüthig und kriechend, furchtsam und grausam, und meinten, ein falscher Eid zum Besten ihres Reiches sey ohne Bedenken erlaubt.

Diese Parteiansichten steigerten sich allmählich zu solcher Höhe, daß sogar vor dem Könige und den

Fürsten feierlich die Frage untersucht ward: ob man mit Roger von Sizilien, welcher die Griechen bekriegte, oder auch ohne ihn das Land erobern und Konstantinopel mit Gewalt einnehmen solle? Die Bejahenden gaben die Abweichung der Griechen vom wahren Glauben, ihre Verwerfung des Papstes, das Einsetzen irrelehrender Bischöfe, die Bündnisse des griechischen Kaisers mit den Türken, vor Allem aber sein jetziges feindseliges Benehmen als Grund an. — Die Verneinenden führten unter Anderm an: das Gelübde verbinde nur zum Kampfe gegen die Heiden, mithin widerspreche ein Angriff auf Konstantinopel demselben, gehe über die Kräfte hinaus und gründe sich mehr auf Habsucht als auf ächte Beweggründe. Den Eid verlange Kaiser Emanuel nicht aus Anmaßung, sondern aus Furcht, und er könne ohne Verletzung anderer Lehenspflichten um so mehr geleistet werden, da es nothwendig erscheine, sich in einem fremden Lande und unter so vielen Gefahren Freunde zu erwerben ꝛc.

Letztere Ansicht siegte, und Ludwig ward vom Kaiser Emanuel in Konstantinopel ehrenvoll aufgenommen. Nun reichte man Konrad einen Sessel, welcher dem kaiserlichen Throne nicht an Höhe gleich kam, was den Griechen sehr wichtig, dem Könige aber gleichgiltig erschien. Die Franzosen erstaunten über die Pracht der Hoffeste, die Mannigfaltigkeit der Speisen, die Menge der heiligen Denkmale und Reliquien ꝛc.

Der König und die Fürsten leisteten endlich den

verlangten Eid, kein Besitzthum in Anspruch zu nehmen oder feindlich gegen den Kaiser zu verfahren. Nur wenn es ganz an Lebensmitteln fehle, dürfe man sich nicht beschweren, wenn Gewalt eintrete. Dieses scheinbaren guten Vernehmens ungeachtet zürnte der griechische Kaiser, daß die Franzosen ihn nicht gegen Roger unterstützen wollten, und diese zürnten, daß man sie nur unter gewissen Beschränkungen in die Hauptstadt aufnahm.

Ludwig's Strenge konnte nicht verhindern, daß seine Leute in Konstantinopel manche Ausschweifungen begingen, als sich plötzlich Gerüchte von großen Siegen verbreiteten, welche die Deutschen erfochten hätten. Diese Gerüchte mochten von den Griechen wohl vorsätzlich erfunden seyn, um die Franzosen auf eine gute Weise von Konstantinopel zu entfernen; in Wahrheit waren die Dinge ganz anders.

Die Deutschen hatten statt den längern Weg an der Seeküste den kürzeren gerade auf Ikonium eingeschlagen; die griechischen Führer hatten gerathen, einen starken Vorrath von Lebensmitteln mitzunehmen, weil der Weg mehrere Tage lang durch unfruchtbare Gegenden führe. Ihre Weisung ward befolgt, doch ungenügend, denn es fehlte den Kreuzfahrern in der Regel an Geld zum Einkaufe, und wenn sie dagegen selbst etwas verkaufen wollten, bezahlte man es ihnen in falscher Münze. Die Bewohner der Städte schlossen ihre Thore und lieferten keine Lebensmittel, oder zogen auch wohl das Gold und Silber der Pilger die Mauern hinauf,

ohne ihnen dafür die gekaufte Waare hinabzulassen, betrügerische Kaufleute endlich mischten nicht selten Kalk unter das Mehl, woran manche starben. Uebrigens war es auch außerdem sehr schwierig, für ein großes Heer in diesen Gegenden so schnell Lebensmittel herbeizuschaffen. Deßhalb vergingen unter wachsenden Mühseligkeiten die Tage, binnen welchen das Heer Ikonium erreichen sollte; aber die Stadt zeigte sich nicht, und als König Konrad endlich die Führer nach der Ursache fragte, antworteten diese, sie hätten gehofft, man würde täglich einen größeren Weg zurücklegen, und er möge sich daher noch drei Tage gedulden. Am andern Tage waren aber die Führer entflohen, entweder aus Furcht, oder weil sie von den Türken bestochen worden waren, oder endlich weil Kaiser Emanuel diesen Verrath befohlen hatte.

Die Deutschen befanden sich nun in einer großen wasserlosen Einöde, ohne Nahrung für Menschen und Thiere, unkundig des Weges, ermattet von Anstrengungen. Je größer die Rathlosigkeit war, desto heftiger und widersprechender waren die Vorschläge zur Rettung: Einige wollten rasch vorrücken, um bessere Gegenden zu erreichen, Andere schnell zurückkehren, ohne noch mehr zu wagen.

Ehe jedoch hierüber beschlossen wurde, zeigten sich neue Gefahren. Bisher hatten nämlich die Türken nur ihre vorsichtig befestigten Städte mit Sorgfalt verwahrt, und sonst die Kreuzfahrer in leichten Gefechten mehr gelockt, als ihnen wider-

standen; jetzt aber erschien Paramus, der Feldherr des Sultans Masud von Ikonium, an der Spitze eines starken Heeres. Von allen Seiten umschwärmten leicht gerüstete Bogenschützen auf schnellen Pferden die Deutschen. Drangen diese nun, schwer gerüstet, auf ermüdeten Streitrossen und ohne fernhin treffende Waffen vor, so half alle Tapferkeit nichts, weil jene leicht entwichen, rasch an anderer Stelle doppelt gefährlich einbrachen und Tod und Verderben unter den unbewaffneten und nur mit Stab und Pilgertasche versehenen Kreuzfahrern verbreiteten. Das Vorrücken gewährte keine Sicherheit, der Rückzug keinen Vortheil, und die ungeheure Ebene nützte nur den Feinden. Weder Wald noch Berg, noch Fluß deckte oder sonderte die Pilger von den Türken und nach mehreren gleich schrecklichen Tagen entgingen von 70,000 wehrhaften Kriegern nur 7000 dem Tode, der Unbewaffneten, der Weiber und Kinder nicht zu gedenken.

In der Gegend von Nicäa erhielt König Ludwig die erste Nachricht von den Anfällen der Deutschen durch Herzog Friedrich von Schwaben und bald nachher erschien Konrad selbst zu dem verabredeten Gespräche. Die größte Theilnahme von Seite der Franzosen konnte das Unglück nicht ungeschehen machen, wohl aber glaubte Konrad, jenen nützlich zu werden, indem er offenherzig die Wahrheit und alle Versehen erzählte, welche man sich hatte zu Schulden kommen lassen. Um diese Versehen und die Wiederkehr ähnlicher Gefahren zu

vermeiden, beschloß man, daß der Ueberrest des deutschen Heeres vereint mit dem französischen vorrücken und statt des geraden Weges auf Ikonium den hoffentlich an Lebensmitteln reicheren über Smyrna nach Ephesus einschlagen sollte. König Konrad aber verließ bald das Lager und begab sich nach Konstantinopel, theils weil er verwundet und krank war, theils wohl aus Scham, daß er, der erste Fürst in der Christenheit, mit so ärmlicher Begleitung einer größeren Macht folgen sollte. Auch viele andere geringere Pilger eilten, ihres Gelübdes uneingedenk, in ihre Heimath zurück, denn nach ihren Erfahrungen verzweifelten sie an einem glücklichen Ausgange, und der Spott mancher auf Rossen einherstolzirenden Franzosen über die Aermlichkeit der deutschen Fußgänger erschien ihnen unerträglich. Dazu kam die von beiden Seiten gleich große Habsucht und die beiderseitige Unkenntniß der Sprache, was täglich neuen Zwist verursachte. Kaiser Emanuel, dem eine Trennung der Deutschen von den Franzosen willkommen war, nahm Konrad ehrenvoll auf, versprach Rath und Beistand und suchte ihn durch Feste aller Art, Schauspiele, Wettrennen u. s. w. über sein Unglück zu zerstreuen.

Das große französische Heer, welches ohne die Fußgänger, Unbewaffneten, Weiber und Kinder an 60,000 Geharnischte zählte, zog unterdessen, jedoch nicht ohne Schwierigkeiten vorwärts; denn zwischen den vielen und abwechselnden Bergen und Thälern fehlte es an gebahnten Wegen und man verirrte

sich um so leichter, da die Einwohner aus Furcht mit ihren Heerden die Dörfer verlassen und griechische Führer sich nicht eingefunden hatten. Auch in Ephesus waren keineswegs, wie man erwartet hatte, Vorbereitungen zu einer günstigen Aufnahme getroffen, sondern viele Einwohner flüchteten sich mit ihren Gütern aufs Meer und andere waren zu einer nachdrücklichen Vertheidigung der wohl verwahrten Stadt entschlossen. Die Kreuzfahrer belagerten dieselbe aber nicht, sondern wandten sich zu den fruchtbaren Ufern des Mäander. Hier stellten sich die Türken zuerst den Pilgern entgegen, um den Uebergang über den Strom zu hindern; diese entdeckten aber eine Fuhrt und zogen guten Muthes durch Laodicea. — Gewöhnlich eilte ein Theil des christlichen Heeres voraus, erkundete die Wege, wählte die Lagerstellen, und drängte Angriffe zurück, der zweite Theil hingegen folgte zur Bedeckung der Unbewaffneten und des Gepäckes. So führten nun eines Tages die Grafen Gottfried von Raukon und Amadeus von Maurienne jene erste Abtheilung und sollten der getroffenen Abrede gemäß das Lager auf dem Gipfel eines hohen Bergrückens nehmen, der Phrygien von Pamphylien trennt; allein die Tagereise schien ihnen zu kurz, der Platz zu unbequem, und sie ließen sich daher verleiten, von der Höhe in das anlockende fruchtbare Thal hinabzuziehen. Die zweite Abtheilung des Heeres, welche hievon nicht benachrichtiget war, folgte nur langsam, weil es schien, man könne die Anhöhe vor dem

Anbruche der Nacht leicht erreichen. Kaum aber bemerkten die Feinde, welche stets zur Seite zogen, diese Trennung des Heeres, als sie schnell den Berggipfel besetzten und nicht bloß mit Pfeilen und aus der Ferne die Nachfolgenden angriffen, sondern jetzt auch in der Nähe und mit dem Schwerte. Lange war der Ausgang des heftigen Kampfes zweifelhaft; zuletzt unterlagen die Christen, schwächer an Zahl und gehindert durch den Boden und das Gepäck. Unterdessen harrten die Vorangeeilten mit ängstlicher Sehnsucht ihrer ausbleibenden Genossen bis zum Abend, denn der schroffe Bergrücken verdeckte jede Aussicht und hatte den Ruf um Rettung nicht bis zu ihnen gelangen lassen. Als endlich der König, welcher nach hartem persönlichen Kampfe den Feinden fast nur durch ein Wunder entkommen war, in tiefer Nacht mit geringer Begleitung erschien, da erhob sich ein unendlicher Jammer: der Vater vermißte den Sohn, der Bruder den Bruder, der Mann sein Weib, und nur Wenige fanden sich wieder, die in Höhlen und Gebüsch versteckt gewesen; alle Uebrigen waren getödtet oder gefangen.

Seit diesem Unfall hielt man strenger auf Ordnung und Vorsicht; dennoch ward dem Ueberreste des Heeres kein besseres Schicksal zu Theil. Ohne sichere Kunde irrte es in den verwüsteten Gegenden umher, und die Hungersnoth, welche so stieg, daß Pferde- und Eselsfleisch für Leckerbissen galten, wurde nun so verderblich, wie früher der Kampf. Laut klagte man über Konrad, daß er diesen Weg ein-

geschlagen habe; aber bei seinen Erfahrungen konnte er keinen andern Rath ertheilen, und das zweifache Unglück beweiset nur, wie unvorsichtig es war, daß man nicht für die Verpflegung sorgte, sondern sich allein auf das Glück und den Zufall und die Vorräthe der furchtsamen, oder verrätherischen, oder selbst Noth leidenden Bewohner verließ.

Endlich erreichte das Heer Attalea, eine Seestadt in Pamphylien; allein wie weithin dehnte sich noch der ungebahnte, von Feinden umlagerte Landweg bis Antiochien, und wie konnte man hoffen, ihn auf ermatteten Pferden und bei fortdauerndem Mangel an Lebensmitteln zurückzulegen? Aus diesen Gründen geschah der Vorschlag: Der König und die Edlen möchten nach Antiochien segeln. Jener fühlte aber sehr wohl, daß hiedurch, sofern man keine sichern Vorkehrungen ergreife, die Hilflosigkeit der Zurückbleibenden sehr vergrößert werde. Deßhalb vertheilte er das nur irgend entbehrliche Geld und Gut und schloß mit den Griechen in Attalea einen Vertrag, vermöge dessen sie alle Pilger ungefährdet zu Lande nach Antiochien geleiten sollten. Dieß habe keine Schwierigkeit, sagten die Griechen, weil die Beistimmung der in dieser Gegend herrschenden Türken zu dem Vertrage eingegangen sey. Kaum aber war Ludwig abgesegelt, als jene behaupteten, sie könnten die Türken nicht zu einer freundschaftlichen Behandlung der Pilger zwingen, und diese sahen sich nunmehr der Willkür von Beiden preisgegeben. Man ließ sie nicht in die Stadt ein,

sondern brachte Gesunde und Kranke an schlechten unreinen Orten eng zusammen, wodurch sich die Krankheiten furchtbar ausbreiteten; auch waren die Preise der Lebensmittel so unerschwinglich hoch, daß der Hunger viele dahinraffte. Um diesen Bedrängnissen zu entgehen, vereinigten sich Viele, die Wallfahrt fortzusetzen; aber sie konnten nicht über die Berge und Ströme kommen und wurden mit großem Verlust von den Türken zurückgeschlagen.

Diese neuen Unfälle und die wiederholten Bitten der hilfsbedürftigen Pilger machten so wenig Eindruck auf die Griechen, daß sie vielmehr alles raubten, was jene noch irgend besaßen und sie mit Schlägen zu niedern Dienstleistungen zwangen, während selbst die Türken von Mitleiden ergriffen wurden, fränkische Münzen einwechselten und reichlich unter die Nothleidenden vertheilten. Da verloren die Kreuzfahrer das Vertrauen auf ihre Glaubensgenossen und suchten, — welch unerwarteter Wechsel ihres Gelübdes! — in großer Anzahl Zuflucht bei den Ungläubigen. Wenige nur sollen von Seleucia aus zu Schiffe nach Antiochien gekommen seyn. Fast erscheint der plötzliche Untergang des deutschen Heeres als ein Glück im Vergleiche mit dieser Pein und langsamen Vernichtung durch alle nur denkbaren leiblichen und geistigen Qualen. Doch genoß das Gemisch hartherziger und verderbter Einwohner in Attalea, die sich Griechen nannten, nicht lange die Früchte jenes habsüchtigen Verrathes, denn

eine Pest, welche durch die Behandlung der Pilger erzeugt worden seyn mochte, raffte die meisten dahin, und die Uebriggebliebenen strafte der griechische Kaiser um das gewonnene Gold und Silber, weil sie dem Könige von Frankreich ohne seinen Befehl Hilfe geleistet hätten.

Fünftes Kapitel.

Schluß.

Alle Häupter der christlichen Staaten in Syrien, welche die größte Hoffnung gehegt hatten, ihre Gränzen mit Hilfe der Kreuzfahrer zu erweitern, sahen sich in ihren Erwartungen über deren Zahl und Macht getäuscht; doch empfing zunächst Raimund von Antiochien den König von Frankreich mit großen Ehren und glaubte, daß er ihn mit Hilfe seiner Nichte, der Königin Eleonore, leicht nach Gefallen lenken werde. Allein weder Worte noch Geschenke konnten Ludwig oder die Edeln zu einem Angriffe Cäsarea's oder Aleppo's bewegen, weil das Gelübde von ihnen zuvörderst die Pilgerung nach Jerusalem verlange. Hierüber erzürnte der ohnehin höchst leidenschaftliche Fürst und verband sich mit der Königin gegen ihren Gemahl. Jetzt verließ Ludwig, um allen Zwistigkeiten zu entgehen, mehr vorsichtig, als königlich Antiochien in der Nacht und fand in Tripolis den Patriarchen

Fulcher von Jerusalem, der ihn ermahnte, in diesen Gegenden nicht länger zu verweilen, sondern sobald als möglich die heilige Stadt zu besuchen.

Mittlerweile war auch Konrad auf griechischen Schiffen in Akkon gelandet, und beide Könige erreichten fast zu gleicher Zeit Jerusalem, wo Vornehme und Geringe, Laien und Geistliche sie mit der größten Feierlichkeit und Auszeichnung empfingen.

Nachdem sie die heiligen Orte mit Andacht und Gebet besucht hatten, wurden alle Fürsten und Edle zu einer Versammlung nach Akkon berufen, damit man überlege und beschließe, auf welche Weise die angekommenen Kreuzfahrer am besten für das Heil der Christenheit wirken möchten. Ihre Zahl und Bedeutung mehrte sich übrigens einigermaßen dadurch, daß um diese Zeit Graf Alphons von Toulouse und der Venetianer Johannes Polano nebst vielen Begleitern gelandet waren. Man beschloß, in Uebereinstimmung mit dem Antrage der jerusalemischen Partei, nicht das entferntere, von dem mächtigen Nureddin beherrschte Aleppo, sondern Damaskus anzugreifen, wo Anar im Namen Mogireddin Abek's, eines Nachkommen von Togthekin, herrschte.

Bei Tiberias sammelte sich alle Mannschaft im Junius des Jahres 1148, zog dann nach Paneas über den Libanon und lagerte endlich bei Daria, einem Dorfe, von wo sich die ganze Gegend von Damaskus übersehen ließ. Die entfernteren Umge-

bungen zeigten sich nun zwar öde und wasserlos, aber die Stadt selbst lag gesund und fruchtbar, und das Land, welches sich gegen Mitternacht und Abend nach dem Libanon allmählich erhob, war auf einige Meilen weit mit dichtem Gehölze bewachsen. Gegen Morgen sicherte der herzugeleitete, künstlich in mehrere Arme getheilte Fluß Barrady die doppelten mit vielen trefflichen Thürmen besetzten Mauern, und bewässerte und befruchtete zugleich die reizenden Baum-, Lust- und Weingärten, deren jeder von Gräben, Erdwällen und dichten Hecken eingeschlossen und mit Häusern und Thürmen versehen war. Alle diese Gärten, Häuser und Thürme hatten die Feinde besetzt, und zwischen den Hecken führten nur enge, oft sich hin und her windende Feldwege zur Stadt. Ungeachtet dieser mißlichen Umstände beschlossen die Christen anzugreifen, damit gleich anfangs durch ihre Kühnheit unter den Türken Furcht entstehe, ihnen selbst aber weder Nahrung noch Wasser fehle. König Balduin und die Seinen bildeten das erste Treffen, König Ludwig das zweite und König Konrad das dritte. Sobald aber jene in die engen Wege eingedrungen waren, fanden sie nicht allein Widerstand von vorn, sondern von allen Seiten. Aus den Gartenhäusern flog ein Regen von Pfeilen, und aus unmerkbaren Oeffnungen der Erdmauern fuhren plötzlich Lanzen hervor und durchbohrten die Christen, welche nicht auszuweichen vermochten. Deßhalb brachen diese seitwärts mit Gewalt in die Gärten ein und vertrieben die Türken, aber an der

zweiten, an der dritten Besitzung erhob sich der Kampf auf gleich schwierige Weise von Neuem, — bis endlich für die Damascener die Gefahr entstand, allmählich umgangen und von der Stadt abgeschnitten zu werden. Deßhalb zogen sie sich zurück und die Christen drangen in der Hoffnung vor, bald an den Fluß zu gelangen, um ihren heftigen Durst zu löschen. Allein dessen Ufer waren mit Mannschaft und Wurfzeug so stark besetzt, daß sie zweimal anstürmen mußten und gleichwohl zurückgeschlagen wurden. Mit Ungeduld bemerkten Konrad und die Deutschen diese Zögerung, eilten aus dem Nachzuge durch das zweite Treffen Ludwig's hindurch und griffen unter Zurücklassung der Pferde die Feinde mit dem Schwerte in der Hand an. Ein gewaltiger Hieb König Konrad's trennte einem Türken das Haupt und die linke Schulter vom Rumpfe, so daß die Uebrigen erstaunt flohen, und der Fluß in die Gewalt der Christen kam.

In Damaskus nahm hierauf die Furcht überhand und alle Straßen, alle den Belagerern zugewandten Eingänge wurden von den Einwohnern mühsam verrammelt, um nach der andern Seite entfliehen zu können, ehe die Christen im Falle eines Sturmes diese Hindernisse überwänden. Weil sich aber die Pilger in der Nacht ruhig verhielten und bloß die schönen Bäume in den Gärten niederhieben, um ihr Lager zu befestigen, so wurden die Türken von Neuem mit Muth erfüllt. Sie griffen am andern Tage, am 26. Juli, nochmals an, und

es war schon ein großer Gewinn, als sie in diesem zweiten Kampfe nichts verloren. Die Christen dagegen hörten, daß die Gegend ringsum verwüstet sey, und von allen Seiten türkische Hilfstruppen im Anzuge wären. Auch ließ ihnen Saifeddin von Mosul, Bruder des mächtigen Nureddin, stolz befehlen, sie sollten die Belagerung von Damaskus unverzüglich aufheben.

Unter diesen Umständen stellten einige vor — scheinbar ehrlich und wohl unterrichtet — man solle das Lager auf die andere Seite der Stadt legen, weil dort der Fluß die Angriffe nicht verhindere, die Mauer aus schlechten Steinen weniger hoch aufgeführt und leicht zu übersteigen sey, weil endlich die Bewohner dadurch überrascht würden. Man folgte ihrem Rathe, bemerkte aber bald, wie unredlich und unheilbringend er gewesen, denn es entstand unter den Christen Mangel an Wasser und Nahrung, während die Türken sich eiligst des Flusses und der Fruchtgärten wieder bemächtigten, jeden Zugang durch Bollwerke deckten und starke Besatzungen hineinlegten. Kein Mittel konnte diese üble Lage wieder verbessern, man mußte zuletzt die Belagerung aufheben. Ueber die geheimen Gründe dieser Ereignisse hat man dreierlei Nachrichten:

Nach der ersten wünschte der Graf Dietrich von Flandern, daß ihm Damaskus nach der Eroberung von den Königen zugesprochen würde, worüber aber die christlichen Fürsten in Syrien so erzürnt wurden, daß sie die Stadt lieber den Türken

als dem Grafen gönnten, denn dieser habe in Europa schöne Besitzungen und ihnen gebühre allein jeder Gewinn, weil sie gezwungen seyen, das ganze Leben hindurch wider die Ungläubigen zu kämpfen.

Nach einer zweiten Erzählung brachte der Fürst von Antiochien aus Eigennutz und aus Haß gegen den König von Frankreich einzelne Häupter zu dem Versprechen, die Belagerung mißlingen zu lassen.

Nach der dritten Darstellung endlich suchten König Balduin, die Tempelherrn und die Johanniter weit mehr einen augenblicklichen Geldgewinn als unsichere Landesherrschaft, denn diese würden sie nach dem Abzuge der Kreuzfahrer nicht behaupten können, wohl aber dauernde Ansprüche auf die Dankbarkeit der Türken erwerben, wenn sie dieselben in einem so gefährlichen Augenblick begünstigten. Deßhalb verlangten und erhielten die Templer als Vorfechter der Christenheit die äußerste Stelle des Lagers und schlossen hier mit Anar den Vertrag ab, für drei Gefäße voll Byzantiner die Aufhebung der Belagerung zu erwirken. Aber indem sie betrogen, wurden sie betrogen und fanden hiernach statt des Goldes nur Kupfermünze.

Wahrscheinlich wirkten diese angegebenen Gründe wechselseitig und zu gleicher Zeit, und wenn auch der minder hervorgehobene, die Annäherung türkischer Heere, vielleicht der wichtigste war, so können die christlich-morgenländischen Fürsten dessen ungeachtet nicht von aller Schuld freigesprochen werden. Dieß geht auch daraus hervor, daß sie keineswegs,

wie zu Joppe beschlossen worden, an dem festgesetzten Tage zur Belagerung von Askalon eintrafen, worauf Konrad und Ludwig, die sich zum zweitenmale verlassen sahen, in verzeihlicher Ungeduld nur an die Heimkehr dachten. Auch bedurfte Deutschland und Frankreich seiner Herrscher, denn als nach langem ängstlichen Zweifeln die Nachricht von den traurigen Ereignissen, obgleich noch gemindert, anlangte, hatte sowohl der Abt Suger als König Heinrich (Konrad's Sohn und Stellvertreter) doppelte Mühe, innere und äußere Fehden zu unterdrücken und die großen Lehensmänner in Ordnung zu halten.

Konrad segelte am 8. September 1148 von Akkon nach Griechenland, und verweilte eine Zeitlang an den Gränzen Achaia's bei dem Kaiser Emanuel, theils wegen seiner Gesundheit, theils weil er sich mit ihm gegen Roger von Sizilien verbinden wollte. Herzog Friedrich, sein Neffe, eilte unterdessen durch Bulgarien nach Ungarn voran, nicht allein um in seinen eigenen Besitzungen manchen Unbilden zu steuern, sondern um auch die Verhältnisse des ganzen Reiches für Konrad zu erforschen und vorläufig auf die Beobachtung der wankenden Gesetze zu halten. Ihm folgte sein Oheim nach Pola in Histerreich, ging dann über Aquileja nach Salzburg, und hielt um Pfingsten 1149 einen sehr besuchten Reichstag in Regensburg. Später als Konrad verließ König Ludwig von Frankreich Palästina und ward unterwegs, weil er sich auf ein normanisches

Schiff begeben hatte, von den Griechen gefangen, ohne Weigern jedoch freigegeben, als er sich zu erkennen gab. Er sprach den König Roger in Apulien, den Papst bei Tuskulum, und erreichte endlich zu allgemeiner Freude sein Reich.

So hatte denn dieser Kreuzzug — der zweite — begonnen von zwei Königen, unzähligen Rittern und vielleicht 180,000 Menschen, auch nicht den geringsten äußern Erfolg. Aus vorstehender Erzählung gehen schon Gründe des Mißlingens hervor; zweideutiges, ja verrätherisches Benehmen der Griechen und der morgenländischen Christen, Mangel an Vorsicht, an Kenntniß der Gegenden und der türkischen Kriegsweise, endlich Uebermuth, Zuchtlosigkeit und Uneinigkeit. Aber ein Jeder hätte sich gerne von aller Schuld gereinigt und sie ganz und ungetheilt den Gegnern zugeschoben. Der Eifer für die Kreuzzüge erkaltete unterdessen durch diese Erfahrungen, und der Vorschlag, sogleich ein neues Heer für Palästina zu sammeln, blieb nicht allein ohne allen Erfolg, sondern Tadel gegen die Heerführer, die römische Kirche und insbesondere gegen Bernhard von Clairvaux wurde sogar laut und allgemein. Weil dieser in begeisterter Hoffnung und in kühnem Vertrauen einen glücklichen Ausgang geweissaget hatte, so hieß er jetzt ein falscher Prophet, ein trügerischer Wunderthäter, von dem die Christenheit ins Verderben gelockt worden. Bernhard aber, der wahrlich mehr Schmerz über die Ereignisse empfand, als irgend einer von den Tadlern, entgegnete mit Muth und Demuth:

„Die Uebereilungen der Fürsten und die schlechten Sitten der Kreuzfahrer haben das Unglück herbeigeführt, und ich maßte mir, bloß den Weisungen des apostolischen Stuhles folgend, nie an, Gottes Rathschlüsse zu bestimmen, oder die Veränderlichkeit des Glückes zu läugnen. Aber auch die Widerwärtigkeiten kommen von Oben herab, und lieber will ich die Vorwürfe ertragen, als daß Tadel und Hohn gegen Gott ausgesprochen werde."

So sprach wahr und würdig der Gottesmann Bernhard.

Ebenso tröstete sich Otto, der gelehrte Bischof von Freising, welcher an dem Zuge Theil nahm und ihn beschrieb. „Der Kreuzzug," sagt er, „diente weder zur Erweiterung der Grenzen, noch zur Ergötzung für den Leib, aber doch vielleicht zum Heile vieler Seelen." Diejenigen endlich, welche schon früher Gegner der neuen Steuern gewesen waren, behaupteten, ein Unternehmen, das mit Beraubung der Armen und Kirchen begonnen habe, sey von Rechtswegen zu Schanden geworden.

Sechstes Kapitel.

Heinrich dem Löwen wird Bayern zuerkannt.

Während diese Begebenheiten sich im Oriente zutrugen, hatte Heinrich der Löwe keineswegs in Unthätigkeit gelebt. Daß die großen Reichslehen wieder entrissen werden konnten, hatte er selbst

schmerzlich genug erfahren. Ihr Besitz war trotz ihrer Erblichkeit nicht so sicher, daß er nicht unter einer scheinbaren Rechtsform gefährdet werden konnte. Zu schwach war in diesem Falle seine Hausmacht, sich gegen Anmaßung und Unbill zu behaupten. Nur eine Erwerbung, auf welche das Reich als solches kein Recht und keinen Anspruch hätte, die selbst ein Reich bildete und ihm allein als Herrn im strengeren Sinne des Wortes gehörte, wie sie allein von ihm erobert wäre, wo weder geistliche noch weltliche Vasallen ihm die Spitze bieten dürften, — eine solche Erwerbung schien ihm wie an sich selbst wünschenswerth, so auch für die Sicherheit seiner übrigen Staaten unentbehrlich. Der Gedanke eines solchen Slavischen Reiches mag ihm anfangs nur dunkel vorgeschwebt haben, aber unter Begünstigung oder Widerstand der Umstände immer deutlicher geworden seyn.

Besondere Veranlassung hiezu mögen ihm die östlichen Slaven, vornehmlich die Obotriten gegeben haben, welche sich zwar unterworfen und das Christenthum angenommen hatten, aber bald zeigten, daß Beides nur dem Scheine nach geschehen war. War übrigens auch weiter dadurch nichts gewonnen, so hatte Heinrich doch einen Rechtsvorwand in Händen, sie für ihren Abfall zu züchtigen und immer neue Versuche zu ihrer Bekehrung und Unterjochung zu machen. Bei diesem doppelten Bestreben trat nun aber dem Herzoge derselbe Mann entgegen, der ihm schon einmal feindlich gegenüber gestanden

war, Propst Hartwich nämlich, der erst kurze Zeit vorher zum Erzbischof von Bremen und Hamburg gewählt worden war.

Herzog Heinrich war nicht gesonnen, die Beschränkungen, die seine Macht unvermeidlich in Sachsen durch die geistlichen Großen erlitt, auch in den neuen Erwerbungen in Slavien zu dulden. Hier wollte er und nur allein er herrschen. Dazu bedurfte er freilich zunächst der Ausbreitung des Christenthums, gar wohl wissend, daß er ohne dieses nie auf Unterthanen in jenem Lande rechnen könnte; er bedurfte der Anlegung von Bisthümern, durch welche der Erwerbung erst das geistliche Siegel aufgedrückt würde (für das weltliche mit dem Schwerte war leichter zu sorgen); aber diese Bisthümer sollten sein Werk und die Bischöfe seiner Macht untergeben seyn.

Kaum hatte Hartwig den erzbischöflichen Stuhl bestiegen, als er auch, wie billig, die Rechte der Kirche in ihrem ganzen Umfange zu wahren suchte. Doch ging er hierin zu weit, indem er nach dem Patriarchate über den gesammten Norden, über Dänemark, Norwegen und Schweden strebte. Wenigstens zwölf Bisthümer sollten ihm untergeben seyn und Bremen in geistlicher Hinsicht sollte groß werden im Norden wie Rom im Süden. Aber mehrere Bisthümer in Slavien gingen durch den Abfall der Slaven wieder ein, und gegen die Unterwerfung Dänemarks, Norwegens und Schwedens unter seine geistliche Aufsicht waren selbst der Papst

und König Konrad. Dagegen erhielt er die Zustimmung des Papstes zur Wiederherstellung der slavischen Bisthümer, und er ernannte und weihte die Bischöfe. Dabei unterließ er aber, Herzog Heinrich und Adolph um ihre Zustimmung anzugehen, und beide versagten nun die Anerkennung der neuen Bischöfe, was diesen den Unterhalt, den Stiften die Einkünfte raubte, für welche die Landes- und Oberherren zu sorgen hatten.

Da kam Vicelin, einer dieser Bischöfe, ein würdiger Gottesmann, zu Herzog Heinrich dem Löwen, um sich zu entschuldigen, daß er nicht vorher seine Einstimmung erbeten habe. Mit Achtung und Ehrerbietung nahm der Herzog ihn auf, sprach aber folgende ernste Worte zu ihm:

„Wohl verdientet Ihr Bischof weder Achtung noch Gruß von mir, da Ihr diese Würde, ohne mich zu fragen, angenommen habt; denn von mir mußtet Ihr Euere Erhöhung erwarten, vor allem in meinem Lande, welches meine Vorfahrer durch Gottes Gnade mit Schild und Schwert erstritten und auf mich vererbt haben. Doch weil Eueres Wandels Heiligkeit mir wohl bekannt ist, so mag ich Eueren Fehler wohl vergessen und Euerer Erhebung meine Zustimmung schenken, doch nur wenn Ihr die bischöfliche Belehnung zuvor von meiner Hand genommen habt."

Dieß schien dem Bischofe eine harte und befremdende Forderung, und er verließ den Herzog ohne Belehnung, und als er sich nach Bremen

wandte, bestärkten ihn der Erzbischof und sein Klerus in seiner Weigerung. Oftmal bat Vicelin noch den Herzog um Unterstützung der Kirche, aber dieser blieb bei seinem früheren Bescheid. Vicelin blieb dessen ungeachtet seinem Amte treu, besuchte seine Kirchen, obwohl schwach und kränklich, spendete Trost, dessen er selbst bedurfte, und theilte geistliche Güter aus, ohne von den weltlichen seine Nothdurft befriedigen zu können.

Endlich siegte die Nothwendigkeit. Vicelin konnte ohne den Herzog und den Grafen von Wagrien nichts ausrichten, selbst kaum leben, viel weniger seine Kirchen erhalten. Er begab sich also zu dem Herzoge nach Lüneburg und sprach von Neuem seine Unterstützung an. Der Herzog verwies ihn auf die alte Bedingung. Da willigte endlich der Greis ein; „um dessen willen," sagte er, „der sich für uns gedemüthigt und erniedriget hat, wäre ich gerne bereit, des Geringsten Euerer Leute Knecht zu werden, warum sollte ich mich also auch nicht Euch unterwerfen, den der Herr unter den Fürsten an Adel und Macht so hoch gestellt hat?"

Darauf nahm er das Bisthum durch das Stäblein aus des Herzogs Händen an, und fand nun im Herzog einen wohlgesinnten freundlichen Herrn, bereit, alle seine Bitten zu erfüllen, so daß er ihm in hinreichendem Maße gab, was er und seine Kirchen bedurften. Heinrich hatte damit seine Absicht erreicht, er hatte damit königliche Macht geübt und so einen neuen Grundstein zu dem Ge-

bäude gelegt, dessen Aufführung ihm so sehr am Herzen gelegen war.

Herzog Heinrich hatte aber inzwischen weder über dem Kreuzzuge und der Bezwingung der Ditmarsen, noch über seiner Vermählung und der Streitigkeit wegen Belehnung der Bischöfe seine Plane auf Bayern aufgegeben oder vergessen. Nach dem Kreuzzuge sollte die Sache entschieden werden, hatte ihn König Konrad vertröstet. Nun war der Kreuzzug beendigt, und König Konrad hatte schon in Regensburg eine Fürstenversammlung gehalten. Heinrich hatte sich schon vorher gerüstet, das Recht, welches er durch Unterhandlungen zu erhalten verzweifelte, mit Gewalt sich zu verschaffen. Er ordnete also seine sächsischen Angelegenheiten, empfahl die Sorge für die slavischen dem Grafen Adolf von Holstein und ließ auch unter seinem Schutz und Rath die Herzogin Clementia in Lüneburg zurück. Hierauf begab er sich nach Schwaben, um von dort aus mit Hilfe seiner Freunde und vor allen Konrad des Zäringers in Bayern einzufallen und seinen Stiefvater Heinrich von Oesterreich daraus zu vertreiben. Zwar beschied ihn König Konrad zur rechtlichen Entscheidung des Streites nach Ulm und dann nach Regensburg, aber Heinrich erschien nicht, denn er sah voraus, daß er nichts zu erwarten haben werde. Aber das Glück war seinen kriegerischen Unternehmungen nicht günstig, da Heinrich von Oestreich von König Konrad unterstützt wurde. Dadurch entstand bei seinem alten Gegner

Markgraf Albrecht von Brandenburg der Plan, dem Herzog in seinem eigenen Lande einen gefährlichen Streich zu spielen, und ihm auch das, was er schon hatte, über dem, was er erstrebte, zu entreißen. Albrecht lud den König Konrad ein, schleunigst nach Sachsen aufzubrechen und Braunschweig mit dem ganzen Lande wegzunehmen. Der König eilte am Ende des Jahres 1150 nach Goslar, um von dort aus den Zug zu unternehmen. Heinrich der Löwe schien in Schwaben völlig eingeschlossen und man hatte ihm alle Wege nach Sachsen sorgsam verstellt.

Der Herzog befand sich in Eßlingen; von den Boten, die er ausgesandt hatte, um zu erforschen, auf welcher Seite man durch die zahlreichen Feinde einen Weg nach Sachsen finden könne, kamen viele nicht wieder zurück, denn sie waren den Feinden in die Hände gefallen, und jene, welche glücklich genug waren, den Rückweg zu finden, überbrachten die niederschlagende Nachricht, daß es nicht möglich sey, durchzukommen. Da faßte Heinrich den Beschluß, sich mit Gewalt der Waffen durchzuschlagen; alle seine Freunde, die sich um ihn befanden, riethen von dem Wagestück ab, aber der Herzog bestand darauf und rüstete sich eben dazu, als sein treuer Knappe Kurt von Braunschweig in Eßlingen eintraf.

„Als ich noch bei der Frau Herzogin in Braunschweig war,“ berichtete Kurt, „da hieß es, König Konrad ziehe mit einer Heeresmacht von Goslar heran. Da entstand ein großer Schrecken unter den

Bürgern, und sie beklagten alle, daß Ihr, Herr Herzog, nicht anwesend wäret, und die Frau Herzogin gerieth in große Angst. Da sattelte ich mein Roß und ritt auf Leben und Tod, um Euch davon Anzeige zu machen; ich konnte aber nur mit Mühe und Noth durchkommen, so dicht haben die Leute des Königs die ganze Gegend ringsum besetzt."

Abermal wurde Rath gehalten, was zu thun wäre, um sich aus dieser schlimmen Lage zu ziehen, da traf Nachts wieder ein Bote ein, welcher die früher eingegangenen Nachrichten alle bestätigte. Da gab Kurt dem Herzoge folgenden Rath:

„In drei Tagen feiern wir unseres Herrn Geburt. Ladet alle Euere Freunde ein, hier das Fest mit Euch zu begehen, und wir wollen Sorge tragen, daß die Nachricht hievon überall weit und breit bekannt werde. Auch den Feinden wird die Nachricht von der Feier, die Ihr zu veranstalten gedächtet, ganz sicher nicht verborgen bleiben; ihre Wachsamkeit wird nachlassen, und während sie Euch hier friedlich beschäftigt halten, verlassen wir verkleidet den Ort und fliehen. Ich kenne die Wege ringsum und bringe Euch gewiß wohlbehalten in Sicherheit."

Kurt's Vorschlag fand Beifall und wurde sogleich ins Werk gesetzt.

Es war in einer der frühesten Morgenstunden des 27. Dezembers 1151, als man zwischen den Ruinen einer alten verfallenen Burg an der Grenze Schwabens vier in die Tracht der Landleute

dortiger Gegend gekleidete Männer liegen sah, welche trotz der herrschenden Kälte ruhig schliefen. Ein fünfter, eben so gekleidet, stand vor dem noch erhaltenen Thurme und sprach, die Höhe desselben hinanblickend vor sich: „Wer hauste wohl früher in diesen Hallen? Wer waren die Helden, die hier wandelten? Ihre Namen sind vergessen, ihr Andenken ist ausgelöscht im Buche des Lebens! Meine Ahnen saßen vielleicht hier in herrlicher Größe. O Heinrich, Heinrich! und du stehst hier — ein Bettler, ein Flüchtling; dein Schwert unter grobem Kittel verborgen! Hartes Schicksal! — Wie herrlich die Strahlen der Morgensonne durch das bereifte Gebüsch hervorbrechen und die ungeheueren Steintrümmer zauberisch beleuchten! Ruinen, seyd ihr ein Bild meiner Schicksale? O wäret ihr es; groß und prächtig noch im Fall. Nur erst hinauf zur Größe, daß man von dir sage: Der große Heinrich ist groß gefallen!"

Sinnend schritt der Mann, in welchem unsere Leser den Herzog Heinrich den Löwen aus seinem Selbstgespräche erkannt haben werden, auf und nieder, als sich einer der Männer von seinem harten Steinlager erhob und als er den Herzog erblickte ihm zurief: „Ihr schon munter, Herr Herzog!"

„Du weißt, Kurt," erwiderte dieser, „was mir nicht Ruhe gönnt; es sind nun schon drei Tage, daß wir in der Irre umherziehen."

„Das Schwerste ist überstanden," entgegnete

Kurt, „geduldet Euch nur noch kurze Zeit; die größte Gefahr haben wir überstanden.“

„Ich will mich wohl gedulden,“ sagte der Herzog, „ob mir's auch ungewohnt ist, kein Schwert an der Seite zu tragen. Verlaßt ihr mich nur nicht, meine Freunde, und vor Allem Du, mein treuester Gefährte in Glück und Noth.“

„Mein Herr und Herzog!“ erwiderte Kurt, indem er des Herzogs Hand ergriff und an seine Brust drückte, „fühlt, mein Herz schlägt noch so warm für Euch, wie damals, als ich Euch auf dem Arme tragend im Thüringerwalde umherirrte. Das Dutzend Jahre, die seitdem vergangen, haben meinen Arm vielleicht schwächer gemacht, meine Liebe zu Euch ist aber noch stärker geworden; Euer Kurt wird Euch niemals, niemals verlassen!“

„Kurt, mein treuer Kurt!“ rief nun der Herzog, „habe ich denn gar nichts, Dir zu lohnen? Dein Herzog ist arm — doch ich weiß, womit ich Dir lohnen kann,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, indem er sein Schwert unter dem Bauernkittel hervorzog, „Ritter Kurt von Elbroda, Dein Freund, der Herzog, drückt Dich an sein Herz, und adelt mit diesem Schwertschlag Dich und in Dir alle Deine Kinder und Enkel zu Rittern von Elbroda. Dein Herz kann ich nicht adelicher machen.“

„Mein Herzog!“ rief Kurt freudig, „was beginnt Ihr? Ich niederer Mann —“

„Du nieder?“ erwiderte der Herzog, „noch viele solche niedere Männer, wie Du, und meine Feinde sollen

zittern. Ich habe mir schon lange diese Freude machen wollen, und wo könnt' ich es besser, als hier? Die Geister der edlen Deutschen, die einst hier hausten, sind Zeugen, der Nachtreif auf Deinem Haare, um meinetwillen, ist der schönste Ehrenkranz, und dieses schlechte Kleid, das Du für mich trägst, der köstlichste Flitterschmuck. Doch laß uns jetzt die Anderen wecken, die Sonne ist schon weit vorgeschritten auf ihrer Bahn."

Noch zwei Tage mußte der Herzog mit seinen Begleitern umherirren, bis er endlich glücklich durch alle seine Feinde hindurch in Sachsen ankam, ehe selbst König Konrad noch vor Braunschweig erschienen war. Dort verwandelte sich sogleich die Angst über Konrad's Annäherung in allgemeinen Jubel. Kaum verbreitete sich die Nachricht über Heinrich's Zurückkunft im königlichen Lager zu Heningen, so kehrte Konrad schnell nach Goslar zurück. Es schien ihm bedenklich, den Löwen in seiner Höhle anzugreifen. Doch mag auch Heinrich Gründe gehabt haben, einen Kriegszug zur Eroberung Bayerns auf eine günstigere Zeit zu verschieben.

König Konrad, mit welchem Herzog Heinrich sich inzwischen ausgesöhnt hatte, starb, als er sich eben zu einem Römerzuge vorbereitete. Das Gift, welches ihm nach der Meinung Einiger von italienischen Aerzten beigebracht worden war, oder die Folgen der Anstrengungen des Kreuzzuges und der Verlurst seines trefflichen Sohnes und Nachfolgers

Heinrich, welcher im Jahre 1150 starb, hatten seine Lebenskraft so schwer erschüttert, daß er am 15. Februar 1152 unterlag.

Kann man ihm auch viele Herrschertugenden nicht absprechen, so wurde doch seine Regierung, ohne daß andere wohlthätige Einrichtungen und verdienstvolle Unternehmungen dem Reiche einigen Ersatz dafür geleistet hätten, vorzüglich durch seine Eifersucht auf das Haús der Welfen eine der unruhigsten und unglücklichsten für Deutschland. — König Konrad ruht in Bamberg neben Kaiser Heinrich II. dem Heiligen, ohne die Kaiserkrone getragen zu haben.

Mehr als irgend einen andern Fürsten mochte Heinrich den Löwen der Tod König Konrad's aufgeregt haben. Er wußte zu würdigen, was dieser ihm als Freund oder Feind gewesen war: sein Tod konnte ihn nicht betrüben. Aber was nun die nächste Zukunft mit sich bringen, welchen Einfluß sie ihm selbst gestatten würde, — wer konnte es wissen? Nur dieß war ihm klar, daß, wie es auch kommen möge, jetzt oder nie sein Recht auf Bayern geltend gemacht werden müsse. Auch den übrigen deutschen Fürsten, mochten sie nun den Hohenstaufen oder den Welfen anhängen, mußte es einleuchten, daß bei dem großen, noch unbeendigten Streite zwischen zwei solchen Parteien eine lange herrscherlose Zeit das Gefährlichste für Deutschland sey. Aber war nicht zu befürchten, daß die Wahl selbst das Losungszeichen zu neuem Streite geben werde, daß,

sie mochte fallen, wie sie wollte, immer eine Partei sich für die gekränkte, für die zurückgesetzte halten werde?

In solchem Zweifel gedachte man daran, wie der sterbende Konrad selbst einen Fingerzeig gegeben, als er mit Uebergehung seines eigenen unmündigen Sohnes Friedrich seinen Neffen, den Herzog Friedrich von Schwaben, ihnen als den würdigsten angedeutet hatte. Die Fürsten gingen in seinen Vorschlag ein, und schon am siebzehnten Tage nach Konrad's Tode war eine über Erwartung zahlreiche Versammlung der deutschen Großen zu Frankfurt vereinigt, um, dießmal ohne allen Streit, Friedrich von Schwaben auf den deutschen Thron zu erheben. Das Volk stimmte freudig bei. Auch durfte die Wahl eine sehr glückliche genannt werden, denn außer einer Menge guter Eigenschaften, die der neugewählte König besaß, berechtigte seine mit beiden feindlichen Häusern gleich nahe Verwandtschaft zu der Hoffnung, daß jene Feindschaft ein glückliches Ende finden werde.

Herzog Heinrich der Löwe und sein Oheim Welf waren bei der Wahl anwesend und stimmten derselben bei, den eigenen Vortheil sowohl, als den des Reiches erwägend. König Friedrich war dem Herzog nahe verwandt und demselben schon früher in einer Welfischen Fehde freundlich entgegen gekommen. Wohl beiden, daß sie nicht voraussehen konnten, wie so enge Bande einst so schrecklich reißen sollten!

Auf einem in Würzburg gehaltenen Reichstage brachte nun Herzog Heinrich der Löwe seine Ansprüche auf das Herzogthum Bayern vor. Schon öfter mochte er den neuen König darum gemahnt haben, dem freilich diese Sache höchst unwillkommen war, denn der österreichisch-bayerische Heinrich war ihm verwandt, wie der sächsische Heinrich. Auf dem Reichstage in Würzburg sollte die Sache entschieden werden, aber Heinrich von Oesterreich leistete der an ihn ergangenen Ladung, zu erscheinen, keine Folge und vereitelte dadurch die ganze Unterhandlung. Er mußte also dem Herkommen gemäß noch zweimal vorgeladen werden. Heinrich der Löwe kehrte unterdessen nach Sachsen zurück, wo die Slavischen Angelegenheiten seine Gegenwart verlangten.

Zwei Jahre hindurch bemühte man sich vergebens, den Streit zwischen den beiden Heinrichen auf dem Wege Rechtens zu schlichten. Herzog Heinrich Jasomirgott von Oesterreich erschien entweder nicht auf den dazu festgesetzten Reichstagen oder er vereitelte den Zweck derselben durch Ausflüchte. Man denke sich in die Lage des jungen feurigen Herzogs. Doch nicht er allein, auch König Friedrich hatte die gerechtesten Ursachen zur Unzufriedenheit, denn abgesehen davon, daß er sein königliches Ansehen dadurch beleidigt finden mußte, brannte er auch vor Begierde, seinen Römerzug nach Italien zu thun, um sich dort die Kaiserkrone zu holen. Er hatte schon auf dem Würzburger Reichs-

tage die Fürsten zum Mitzuge verpflichtet und noch vor Kurzem dringende Aufforderungen, nach Italien zu kommen, erhalten. Friedrich konnte aber unmöglich Deutschland verlassen, ohne den Streit über Bayern beendiget und Heinrich den Löwen, auf dessen mächtigen Beistand und erprobte Tapferkeit er am meisten rechnete, zufriedengestellt zu haben. Er glaubte also nun trotz seiner Verwandtschaft mit dem Oesterreicher — der Welfe stand ihm noch näher — einen entscheidenden Schritt thun zu müssen. Er beschied nach Goslar beide Fürsten; doch nur Heinrich der Löwe erschien. Es wurde nun nach Fürstenrecht und Spruch dem Oesterreicher das Herzogthum Bayern abgesprochen und Heinrich dem Löwen zuerkannt. Freilich war damit der schwierige Knoten nicht aufgeknüpft, sondern gleich zerhauen worden, und doch damit das Werk nur halb gethan. Denn noch fehlte viel, daß Heinrich der Löwe auch damit sogleich in den wirklichen Besitz gekommen wäre. Dieß schien bei Heinrich's von Oesterreich Hartnäckigkeit ohne Krieg kaum möglich, und dieser hätte Friedrich's Römerzug noch länger verschoben. Heinrich scheint sich daher verpflichtet zu haben, mit der völligen Wiedereinsetzung sich bis nach dem Italienischen Zuge zu gedulden. Ihm konnte es genügen, Bayern sich wenigstens rechtskräftig zugesprochen zu wissen.

Siebentes Kapitel.

Der Zug nach Italien.

Auf den Ebenen an den Ufern des Lechs um Augsburg hatte König Friedrich, genannt der Rothbart, sein Heer versammelt. Auch Heinrich's Schaaren, an Zahl fast dem königlichen Heere gleich, waren dazu gestoßen; so auch die Völker anderer Fürsten, vor allen eine zahlreiche Menge Bayern, mit ihnen Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, des Reiches Pannermeister. Durch das Gebiet von Brixen und die Thäler von Trient und die Päße der Alpen stiegen sie hinab in die Ebenen von Verona und hielten am Gardasee mit dem Heere Rast.

Unweit Placentia am südlichen Ufer des Po liegen die Roncalischen Felder, wo die Könige der Deutschen auf ihren Römerzügen Rast zu machen pflegen. Hier wird ein Schild am hohen Pfahle aufgehängt und allen Vasallen die Lehenwache bei dem Fürsten durch den Herold angesagt; wer hier fehlt, ist seines Lehens verlustig, er sey weltlich oder geistlich.

Italien, durch die Alpen im Norden und das Mittelländische Meer im Süden, Osten und Westen gegen das übrige Europa geographisch abgeschlossen, bildete eine Welt im Kleinen und die verschiedenartigsten politischen Elemente waren hier zusammengehäuft. Im Süden waren die einzelnen Fürstenthümer und Gebiete zu einem monarchischen Ganzen

von dem normännischen König Roger von Sizilien vereinigt. In der Mitte der Halbinsel herrschte der Papst (damals Adrian IV.) über Länder von weniger politischer als historischer Wichtigkeit, über Rom, das wie einst durch das Schwert der alten Römer, nun durch den Sitz des Papstes die Welt beherrschte. Wie der Kaiser durch den Papst der weltliche Herr der Erde wurde, so war der Papst der geistliche als Erbe des Apostel Petrus, Christi Statthalter auf Erden. Wie beim Reichsapfel über der Weltkugel noch das Kreuz, so stand die Kirche über dem Staate.

In der Lombardei hatten sich mächtige Städte gebildet und sich zu Beherrschern des Landes aufgeworfen; selbst der Adel des Landes, sonst das geborene Gegengewicht der Städte, hatte sich zum größern Theile gezwungen mit ihnen vereinigt und das Bürgerrecht genommen. Die größeren und mächtigeren Städte strebten nach der Oberherrschaft über die kleineren, und vor allen drohte das stolze Mailand — es zählte 60,000 bewaffnete Männer in seinen Mauern — den übrigen Städten Unterjochung. Die wenigen noch unabhängigen Großen hielten es theils mit den Städten, theils mit den deutschen Königen, wie es eines jeden Lage oder Vortheil heischte.

So war die Lage der Dinge, als König Friedrich mit Heinrich dem Löwen und den übrigen deutschen Fürsten in Italien anlangte. Heinrich der Löwe hatte auch eigene Angelegenheiten in Ita-

lien abzumachen. Theils betrafen selbe die Güter seines Oheims Welf, die dieser von seines Vaters Bruder Welf V. ererbt hatte, als eine wichtige Angelegenheit für das ganze Haus der Welfen, dem Heinrich angehörte, theils einzelne Güter, auf die er selbst Anspruch zu machen hatte. Mit den Besitzern der letztern schloß er einen Vertrag, kraft dessen sie gegen 400 Mark Silbers diese streitigen Güter von ihm zu einem erblichen Lehen annahmen.

In Folge der tückischen Plane der Mailänder gerieth das Heer der Deutschen in große Noth. Friedrich züchtigte sie dadurch, daß er das ihnen angehörige feste Schloß Rosate eroberte und nebst andern festen Plätzen zerstörte. Andere kleinere Städte erlitten gleiches Schicksal. Tortona hielt sich am hartnäckigsten und längsten. Hier war es, wo die Tapferkeit und kriegerische Umsicht Heinrich des Löwen und des Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach sich vor allem auszeichneten und glänzende Erfolge errangen. Endlich mußte Tortona sich ergeben und wurde zerstört. In Pavia nahm Friedrich die Lombardische Krone und zog dann gegen Rom. Auf dem Wege dahin kamen ihm Gesandte der römischen Bürgerschaft entgegen, welche die Forderungen stellten, er müsse, um eingelassen zu werden, nach alter Kaisersitte im Purpur und auf goldenem Triumphwagen besiegte Könige vor seinem Wagen und die Reichthümer der Völker mit sich führend anlangen, so wie auch dem Senate die vorgeschriebenen fünfzehntausend Mark Silber bezahlen, dann

solle er aus seinen Händen die Kaiserkrone erhalten. Der König verlachte diese Forderungen und setzte seinen Weg fort.

Als das deutsche Heer sich der heiligen Stadt näherte, sendete der König nach der mit dem Papste, mit dem er in Viterbo eine Zusammenkunft gehabt, getroffenen Verabredung gegen tausend wohlbewaffnete Krieger in der Stille der Nacht, begleitet von Boten des Papstes, um die Leoninische Vorstadt und die Peterskirche mit ihren Befestigungen zu besetzen. Heimlich wurden sie eingelassen, und am 18. Juni wurde Friedrich von dem Papst und den Kardinälen an den Stufen der wohlbewachten Kirche empfangen und zum Kaiser gekrönt. Dann zog er sich in das Lager vor der Stadt zurück.

Friedrich war fast eher gekrönt, als die Römer nur seinen Einzug erfahren hatten, denn noch berathschlagten sie darüber mit dem Senate auf dem Kapitol, als die Nachricht von der geschehenen Feierlichkeit ihnen zukam. Viele waren auch auf der von den Deutschen besetzten Brücke zurückgehalten worden. Wüthend, daß ihre Hoffnung so getäuscht worden sey, stürzten sie sich auf die Kirche, und ermordeten einige noch darin befindliche Deutsche; dann drangen sie über die Tiber und aus der Stadt heraus gegen das Lager der Deutschen vor. Schnell hatte der Kaiser die ruhenden Truppen sich wieder rüsten lassen, sie stellten sich unter Otto von Wittelsbach den andringenden Römern entgegen, und als nun Heinrich der Löwe mit seinen Schaaren in

den Kampf trat, da war derselbe bald entschieden. Heinrich brach durch zerfallene Mauern in die Stadt und griff den Feind im Rücken an. Eine grimmige Schlacht erhob sich am Thurme des Crescentius und an der Brücke, welche die Leoninische Vorstadt mit Rom verbindet, und an den Fischteichen am Janiculus. Der Kaiser stürzte vom Pferde, auf ihn zu ein wüthender Römer. Aber Heinrich der Löwe deckte ihn gegen den Todesstoß und trieb den Feind in seine Mauern. Gegen tausend Römer wurden getödtet oder in die Tiber gesprengt, 200 gefangen, unzählige verwundet. Durch solchen Muth entschied Heinrich das Schicksal des Tages und bewahrte den Kaiser vor einer harten Niederlage. Männlich wie der Löwe, seines Schildes und seines Namens Zierde, hatte er gefochten, und nach dem Siege wurde sein Lob von dem ganzen Heere erhoben. Friedrich erkannte auch das Verdienst des Herzogs, und als dieser in sein Zelt trat, umarmte ihn Friedrich, wischte ihm selbst das Blut ab, das ihm aus einer breiten Stirnwunde floß und sagte: Ich werde Euch nie vergessen, was Ihr heute für mich gethan." *)

---

*) Eine alte Chronik sagt darüber:

Hertoge Henrich ut Beygerlant
Unde van Sassen, de dar was genannt
Hoibetman, also ek dede bekant,
He was an dene stride gewont (verwundet).
De Keyser sulven mit der hant
Vorleit den knop unde den bant



Hitze und Mangel an Lebensmitteln nöthigten endlich den Kaiser, sich von Rom weg nach den Apenninen zu wenden. Da spottete Spoleto seiner Befehle. Er eroberte die feste Stadt und verbrannte sie. Dann zog er weiter zum adriatischen Meere und lagerte sich bei Ancona; aber seinen Plan, nach Apulien hinabzuziehen und Wilhelm von Sizilien, Roger's Sohn und Nachfolger, aus Italien zu vertreiben, verhinderte die heiße Jahreszeit und die Schwäche seines ermüdeten Heeres. Ein Theil der kaiserlichen Macht wurde dort entlassen, um zu Wasser nach Deutschland zurückzukehren. Einen andern Theil behielt er bei sich und zog zu Lande nach der Lombardei zurück. Heinrich der Löwe begleitete den Kaiser und theilte die Gefahren, die bei Verona und an der Etsch ihm drohten, redlich mit ihm. Eine Brücke über die Etsch bei Verona sollte während des Ueberganges des Kaisers zertrümmert, so ein Theil des kaiserlichen Heeres abgeschnitten und mit leichter Mühe von den Italienern aufgerieben werden. Als aber dieß mißlungen und den Feinden zum Theil zum eigenen Verderben ausgeschlagen war, suchte man den Kaiser in einem engen Paß an der Etsch aufzuhalten. Allein durch einen ver-

---

Sines helmes blotvar (blutgefärbt)
He nam der wonden gude war,
Unde wesede (wischte) öme mit flite
Dat blot von deme antlitze.
Alsus grote ere van Henriche
Gescha dem Keyser Frederiche 2c.

rathenen Seitenweg kam Otto von Wittelsbach den Feinden in den Rücken und nahm die meisten gefangen. Nachdem auf diese Weise der Paß geöffnet war, langte man in Deutschland an und der Rest des Heeres und die Fürsten gingen auseinander.

So hatte Kaiser Friedrich seinen Römerzug vollendet. Nur der Hauptzweck, die Kaiserkrone, war erlangt, vieles Andere, wie die Züchtigung Mailands, die Vertreibung Wilhelm's von Sizilien aus Unteritalien, so wie die völlige Beruhigung des Landes sollte die Aufgabe eines baldigen neuen Zuges seyn. Treu und tapfer war Heinrich der Löwe seinem Könige zur Seite gestanden und hatte an dem, was man ausgerichtet, entscheidenden Antheil gehabt. Beide Fürsten hatten wichtige Erfahrungen gemacht; sie waren sich einander näher gekommen, und was einst ihre Häuser getrennt hatte, schien vergessen; einer erkannte sich durch den andern mächtig und stark, und zu dem Bande der Verwandtschaft kam das dauerhaftere wechselseitiger Achtung. Aber Heinrich hatte auch seine eigene Wichtigkeit für den Kaiser erkannt und selbst erfahren, welchen Ruhm die kriegerische Tapferkeit verleihe. Gewiß eine gefährliche Kenntniß für einen jungen feuerigen Helden! Tausende von Feinden hatte er besiegen helfen, nur den schlimmeren Feind in sich selbst ahnete er noch nicht, und als er ihn einst ahnete, sollte es zu spät seyn.

Achtes Kapitel.

Heinrich der Löwe erhält das Herzogthum Bayern.

Kaiser Friedrich, sich der guten Dienste erinnernd, die ihm Herzog Heinrich geleistet, machte gleich nach seiner Zurückkunft dessen bayerische Angelegenheit zu der seinigen. Mehrere Versuche, Heinrich von Oesterreich zur Nachgiebigkeit zu bewegen, schlugen fehl und auf dem Reichstage zu Regensburg, im Oktober 1155, wurde dem Herzog Heinrich dem Löwen, trotz dem, daß Heinrich Jasomirgott abermals nicht erschienen war, das Herzogthum Bayern vorläufig übergeben. Die Großen Bayerns mußten ihm huldigen und schwören, so auch die Bürger der Hauptstadt, die ihre Treue durch Geiseln versicherten.

Aber erst im Jahre 1156 wurde der alte achtzehnjährige Streit zur Entscheidung gebracht. Heinrich Jasomirgott hatte zwei Meilen von Regensburg unter Zelten sich gelagert, wohin sich am 8. September der Kaiser mit sämmtlichen Fürsten begab. Da las Ladislaus von Böhmen das End-Urtheil der ganzen Versammlung vor: „Heinrich von Oesterreich gibt das Herzogthum Bayern dem Kaiser und dieser Heinrich dem Löwen zurück. Dafür entläßt Heinrich der Löwe die ganze östliche Mark, so bisher von Lehen zugegangen, dieser Verbindung und tritt sie als freies unabhängiges Herzogthum an Heinrich von Oesterreich ab."

Darauf gab der letztere durch sieben Fahnen das Herzogthum Bayern, seine Markgrafschaft und die dazu gehörigen Grafschaften in die Hände des Kaisers, der sie dem Herzoge von Sachsen überreichte. Friedrich gab nun zwei Fahnen für die dießeits der Ens sehr erweiterte Mark Oesterreich und ihre Grafschaften dem Oesterreicher als Zeichen der Belehnung wieder. Alle Lehensverbindung zwischen Bayern und dem neuen Herzogthum Oesterreich hörte auf und dieses letztere wurde mit großen Privilegien und Vorrechten ausgestattet.

Die über diesen Act erschienene lateinische Urkunde lautet nach Aventin's Verdeutschung:

„In dem namen der heiligen vnd vntailpern dreyeranigkeit. Friedrich, auß gunst götlicher gnade, Romischer Kayser, dieweil vbertreffenliche kaiserliche hocheit schuldig ist, zu verhüten, damit das jhenig, so nach satzung vnd ordnung der rechten, Rechtlich gehandelt wirdt, an (ohne) alles widerruffen, krefftig bleybe, vnd in vergessen nit kommen müge. Darumb kundt sey allen vnsern getrewen gegenwirtigen vnd künfftigen, das wir (durch wirckung der gnaden des, so den fryd von Hymel auffs Erdtrich den menschen gesendt hat) auf dem gemainen Reichstag zu Regenspurg an der geburt der heiligen junckfrawen Marie gehalten, in gegenwirtigkeit vil geistlicher vnd christenlicher Fürsten, den langwerigen krieg irrung vnd widerwertigkayt, zwischen vnserm freundlichisten vnsers vaters bruder Heinrichen Herzog in Osterreich, vnnd vnserm liebsten öheym Hein-

richen Hertzogen zu sachsen, vmb das Hertzogthumb bayern, dyser maß geendt, vnd an eyn ort pracht haben. Der hertzog von Osterreich hat vnns vbergeben das Hertzogthumb bayern, welches wir von stund an verlihen haben dem Hertzogen aus sachsen, vnd also dyser Hertzog inbayrn hat sich verzigen vnd vnns vbergeben die mark Osterreich mit allem irem rechten, vnd mit allen iren lehen, so weylent Margraff Leopold het von dem Hertzogthumb zu Bayrn, damit aber durch dise tatht nit geschmelert würd die eer vnd stand vnsers freundtlichisten vorgesagten vnsers vaters bruder, haben wir, (durch rath vnd rechtsprechen der Fürsten, so Lasla (Ladislaus) der durchleuchtig Hertzog in Behem das vrtayl außsprach, vnd alle Fürsten darein verwilligeten) die marck Osterreich in eyn Hertzogthumb verwandelt, vnnd dasselbig Hertzogthum verlihen mit allen rechten, vorgesagtem vnnsers vatters bruder, Heinrichen, vnd seiner gar edelichsten hawßfrawen Theodore, Bestetten hiemit in ewig, das sie vnd jre kinder nach jnen, an vnterschaidt, sune oder töchter, das gemelt Hertzogthumb Oesterreich erblich von dem reich inhaben und besitzen sollen, Vnd so der vorgenant Hertzog zu Osterreich vnsers vaters bruder vnd sein Hawßfraw an Leibserben abgiengen, haben sie macht das Hertzogthumb zu verschaffen, wem sie wöllen, Wir setzen auch vnd ordnen, das keyn person klain oder groß in dem Hertzogthumb Osterreich ainicherley Rechtfertigung oder Gerichtzwang an des Hertzogen verwilligung vnnd zulassung zu vben oder treyben sich vermesse

vund unterstee. Weitter ist der Hertzog von Osterreich von seinem Hertzogthumb kain andern dinst dem reich schuldig, dan das er auff die reichßtag in Bayrn gehalten erfodert kome, er sol auch in keiner rayß hilflich sein, dann die eyn kaiser in künigreich vnd Lender an Osterreich stossent verordnet. Damit aber dyse vnser kayserliche satzung ewigklich bey wirn (Würden) vnzerbrochen beleib, haben wir dysen gegenwertigen brieff, zu beschreiben, vnd mit vnnsers sigel auffdruckung zu bezaichen verschafft, vnd darzu genomen Teuglich zeugen; so mit namen sindt Pilgrein Patriarch zu Agla (Aquileja) Eberhardt Ertzbischoff zu Salzburg, Otto Bischoff zu Freising, Conrad Bischoff zu Passau, Eberhart Bischof zu Bamberg, Hartman Bischof zu Brixen, Hertwie Bischoff zu Regenspurg, vnd der Bischof zu Trient, her Welffo Hertzog zu Spolet, Conrad des Kaysers Bruder, Friedrich künig Conradts sune, Heinrich Hertzog in Kerndten, Margraff Engelprecht von Isterreich, Marggraff Diepolt vonn Vohburgk, Herman Pfaltzgraff vom Rhein, Otto Pfalzgraff von Witelspach und sein Bruder Friedrich, gebhardt graff von Sultzpach, Engelprecht graff von Hall, Gebhart graff zu Burghawsen, vnd vil ander mer. Handtzaichen Herrn Friedrichs (Monograma) des unüberwintlichsten Romischen kaysers. Ich Reynlodt Cantzler an stat Arnolds Ertzbischoff zu Maintz, vnd ertzcantzler, hab dysen Brieff verfertigt. Do da regiert her Friedrich Romischer kayser, alzeit merer des Reichs im 5. jar seines Reichs vnd anderm des

kaiserthumbs. Geben zu Regenspurg am XVII. tag des Herbstmonats, in dem vierden jar, der kaiserlichen steur anlegung im jar nach der menschwerdung Christi 1156. mit glücke. Amen."

Kaiser Friedrich freute sich über den friedlichen Ausgang des verwickelten Geschäftes und er hatte auch Ursache, auf sein festes und kluges Benehmen mit Selbstgefallen hinzublicken. Seinem Vetter Heinrich wollte er wieder zu dem Seinigen verhelfen, und so wollten es auch die Fürsten; dieß konnte er aber nicht, ohne seinen Oheim Heinrich Jasomirgott auf das Empfindlichste zu kränken, für diesen mußte daher Entschädigung ausgemittelt werden. Mit ganz andern Augen betrachtete aber der Bayer die Ausgleichung; sie geschah auf seine Kosten durch Zerstückelung des Herzogthums und der Nation. Hatten auch bei der immer steigenden Gewalt der Großen die Markgrafen der Stimme des Landesherzogs nicht gehorcht, so konnten diese Umstände sich ändern, wie sie bei so manchem Andern sich geändert haben, so lange die allgemeine Lehensverbindung blieb. Alles dieses verschwand durch Umwandlung der Markgrafschaft in ein neben Bayern mit gleichen Vorrechten stehendes Herzogthum. Auch war es jetzt schon geheime Politik der Hohenstaufen und blieb es auch in Zukunft, das so lange übermächtige Bayern durch das Vereinzeln seiner Bestandtheile zu schwächen.

Heinrich der Löwe vereinigte nun die ehemaligen Besitzungen seines Vaters wieder. Freilich

war Bayern bedeutend verkleinert worden, aber die Schlichtung des alten verderblichen Streites war wohl dieses Opfer werth, und was Heinrich hier verloren, hatte er durch die Slavischen Erwerbungen reichlich wieder erhalten. Fast unaufhörliches Steigen seiner Macht bezeichnet diese Periode seines Lebens. Wie in der Blüthe seines Lebens ist er auch in der Blüthe seines Glückes, das sich wieder mit ihm ausgesöhnt hatte; er befand sich jetzt im Besitze der zwei größten Herzogthümer Deutschlands und der Eroberungen unter den Slaven, die, wenn auch noch nicht vollendet und abgerundet, doch die Aussicht zu einem neuen selbstständigen Reiche gewährten. So stand im siebenundzwanzigsten Jahre seines Lebens, mächtig vor Allen, ein Freund seines Kaisers, Heinrich der Löwe, Herzog der Bayern und Sachsen.

Unter diesem seltsamen Wechsel von traurigen und glücklichen Ereignissen, von Krieg und Frieden, Freundschaft und Feindschaft und Heereszügen war Heinrich an Körper und Geist zum Manne geworden. Schon sein edles Aeßere schien ein dessen würdiges Innere zu verbergen. Er besaß wohl keine ungewöhnliche Größe, aber ein kräftiger, gedrungener Körper zeichnete ihn aus. Aus einem offenen hohen Antlitz verkündigten große schwarze Augen das Feuer seines Geistes. Ein dunkles reiches Haar hob die weiße Farbe seines Gesichtes, das in späterer Zeit ein voller Bart noch ernster und männlicher machte. Seine Kleidung entsprach seinem Range. Der Her-

zogshut (doch wohl nur bei festlicher Gelegenheit) schmückte das Haupt, der Fürstenmantel mit dem Kragen von edlem Pelzwerk seinen Körper, sonst ein weites Uebergewand bis auf die Füße und ohne Aermel und den Leib durch eine Binde zusammengehalten. Das Schwert war der treue Freund seiner tapfern Rechten. Aber auch sein Geist war durch alle diese Verhältnisse gebildet, und sein Charakter zu jener Festigkeit, zu jenem entschiedenen Ernst erhoben worden, der ihn sein ganzes Leben hindurch auszeichnet. Durch die Wiedererwerbung Bayerns war sein politisches System auf diesem Punkte geschlossen, aber wenn er sich der Durchsetzung seiner Rechte erfreute, konnte es ihm auch nicht verborgen bleiben, daß der Standpunkt auf solcher Höhe immer bedenklicher und gefährlicher werde. Sicher stand er jetzt dem Kaiser an Macht und Einfluß am nächsten, er konnte für den zweiten politischen Pol Deutschlands gelten. Selbst Kaiser Friedrich hatte nur der Nothwendigkeit nachgegeben, wenn er Bayern seinem rechtmäßigen Herrn wieder gab, aber auch er hatte ein gefährliches Spiel gespielt, indem er das Welfische Haus zu solcher Höhe wieder emporhob und dadurch Deutschlands politische Einheit wieder von Neuem gefährdete. Mochte ihn auch dieser Gedanke schon bei der Trennung Oesterreichs von Bayern und der Vereinigung eines bedeutenden Stückes von Bayern mit ersterem Lande zum Theile geleitet haben, so war doch diese Maßregel bei weitem noch nicht hinreichend, und er sah sich späterhin, selbst wenn

auch sein Vortheil es nicht gewollt hätte, schon durch die Nothwendigkeit darauf geführt, seine Hausmacht durch möglichst viele Erwerbungen zu vergrößern, um ein Uebergewicht über die Welfen hervorzubringen.

Heinrich der Löwe glaubte jetzt seine ganze Thätigkeit auf seine Slavischen Erwerbungen richten und auf dem bereits gelegten Grunde weiter bauen zu müssen. Nachdem er sich des Streites um die Krone Dänemarks angenommen und die wichtige Erwerbung der Stadt Lübeck gemacht hatte, die völlig abgebrannt war, und welche er wieder aufbauen ließ, gelang es ihm auch, seine Hausbesitzungen in Sachsen durch klugen Tausch glücklich abzurunden. Auch Goslar suchte er zu gewinnen, von wo aus die Gegend von Braunschweig so leicht überfallen werden konnte. Allein gerade dieser Platz, welcher dem Kaiser angehörte, war auch diesem wichtig, weil er ihm immer einen festen Punkt in Sachsen gewährte. Doch hatte Heinrich schon ein kleines Eigenthum darin.

Von Goslar begab sich der Herzog nach Bayern, um nach altem Brauch binnen achtzehn Wochen nach der Belehnung seinen ersten Landtag zu halten. Bayern, lange ein Zankapfel zwischen den Welfen und Babenbergern, war wieder ein Land des Friedens geworden. Das Recht, nicht mehr die rohe Gewalt, das Gesetz und nicht mehr die übermüthige Willkühr galten. Die Waffen ruhten und das Schwert des wandernden Kaufmanns hing müßig an des Rosses Sattel. So hatte des Kaisers Friedegebot gewirkt. Zu Regensburg wurde der Landtag abge-

halten. Heinrich befestigte hier den Landfrieden, erkannte die Vorrechte und Freiheiten des Landes an, und saß zu Gericht, um zu entscheiden, was vor seinen Richterstuhl gehörte.

Nachdem er einem Reichstage in Besançon beigewohnt hatte, wo auch zwei päpstliche Gesandte erschienen, deren hochfahrendes Benehmen Kaiser Friedrich dadurch bestrafte, daß er ihnen auftrug, sich unmittelbar und auf dem geradesten Wege, ohne irgendwo Aufenthalt zu nehmen, nach Italien zurückzubegeben, hielt er abermals in Bayern einen Landtag, und zwar dießmal in Ranshoven bei Braunau, wo er dem dortigen, von seinem Vater gestifteten Kloster große Vorrechte verlieh. So erwies er sich auch in andern Schenkungen der Geistlichkeit günstig; nur Eines ertrug er nicht, wenn sie sich seinem eigenen Vortheile in den Weg stellte und seine Einkünfte schmälerte.

Von dem Streben, seinen eigenen Vortheil strenge zu wahren, gab er einen Beweis in dem Streite mit dem Bischof von Freising. Er ließ nämlich die Isarbrücke bei Vöring, über welche das Salz zum Verkaufe verführt wurde, ganz abbrechen, weil ihm der Zoll, den der Bischof an dieser Stelle forderte, beschwerlich fiel. Er baute sofort bei dem Dorfe München eine neue, ihm gehörige Brücke und legte dort seinen eigenen Zoll an. Der Ort kam durch die neue Salzniederlage, den Markt und die Münzstätte, die Heinrich dort errichtete, zu großem Aufschwunge und wuchs bald zu einer bedeutenden

Stadt an. Der Bischof klagte nicht mit Unrecht, da ihm das Recht des Zolles vom König Konrad zugesichert war und dieser einen Theil seiner Einkünfte ausmachte. Erst ein Jahr später (1158) wurde von dem Kaiser die Sache ausgeglichen und dem Bischofe der dritte Theil des Zolles und des Schlagschatzes zugestanden. So wurde Herzog Heinrich fast in einem und demselben Jahre der Gründer von zwei bedeutenden Städten, von Lübeck und München.

Zu Regensburg hatte der Kaiser wieder mit den Fürsten von dem Zuge nach Italien gehandelt, der schon vor zwei Jahren beschlossen, aber wegen einem Kriegszuge gegen die Polen verschoben worden war. Im Jahre 1158 nach Pfingsten hatten sich die Schaaren der deutschen Fürsten allmählig bei Augsburg versammelt und brachen nun in mehreren Zügen nach den Alpen auf. Kurz vorher waren neue Legaten des Papstes, Heinrich und Hyazinth, beim Kaiser angekommen, um diesen noch vor seiner Reise nach Italien zu begütigen und die Eindrücke des Ereignisses zu Besançon zu verwischen. Diese zweite Sendung war Heinrich des Löwen Werk gewesen. Um so mehr also mußte er ergrimmen, als er erfuhr, daß die Legaten von zwei Grafen in den Tridentinischen Thälern waren angehalten und geplündert worden, und daß sie für ihre Freiheit Geißeln hatten stellen müssen. Heinrich konnte sie erst im darauffolgenden Jahre für diesen Frevel züchtigen.

Heinrich zog mit Verwilligung des Kaisers

zunächst nicht mit nach Italien, sondern ging nach Friedrich's Abreise nach Sachsen zurück. Dort mußte erst wie in den Slavenländern für Ruhe und Sicherheit gesorgt werden. Otto von Wittelsbach, des Kaisers Pannerherr, führte die Bayern in Italien, wohin er von dem Kaiser war vorausgeschickt worden. Um Pfingsten des Jahres 1159 hatte Heinrich 1200 Geharnischte beisammen und zog nun in Begleitung vieler bayerischer und sächsischer Großen nach Italien, wo er im Juli den Kaiser bei Crema traf.

Viel Großes war von diesem unterdessen ausgerichtet, manche Gefahr überstanden, manche Stadt genommen worden. Schon war Brescia gefallen, das übermüthige Mailand, des Zuges Hauptursache, welches Pavia unterjocht und das kaiserlich gesinnte Lodi fast ganz zerstört hatte, war vorgeladen und dann geächtet worden. Mailand wurde belagert und ihm alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten. Es begann zu unterhandeln, und der Kaiser machte ehrenvolle Bedingungen. Da zogen die Geistlichen, unter Vortritt des Erzbischofs, bloßen Fußes, dann die Konsule und die Großen der Stadt, blanke Schwerter auf den Nacken gebunden, in das Lager des Kaisers heraus, nahmen seine Bedingungen an, und ihre gefangenen Kinder, Verwandte und Freunde zurück. Am 8. Sept. 1158 wurde auf diese Weise der Frieden mit Mailand geschlossen. Das Weihnachtsfest 1158 feierte der Kaiser zu Alba, wo er den größten Theil des Winters zubrachte.

Nicht gleichgiltig konnte Papst Adrian IV. die

Machtvergrößerung des Kaisers mit ansehen, und vor Allem hatte es ihn beleidigt, daß auch von den Städten des römischen Kirchengebietes Abgaben eingefordert wurden und die hohen Geistlichen für die Regalien dem Kaiser huldigen sollten. Er versagte also die Bestätigung eines von der Kirche zu Ravenna auf Friedrich's Betrieb gewählten Erzbischofs.

Kaum wurden die Mailänder die zwischen dem Papste und dem Kaiser entstandenen Zwistigkeiten gewahr, als sich die ohnehin schon seit lange lockern Bande des Gehorsams in Widersetzlichkeit gegen den Frieden und die auf den Ronkalischen Ebenen festgesetzten Bestimmungen auflösten. Auch Plazenzia und Crema verweigerten den Gehorsam; sie weigerten sich, ihre Befestigungen niederzureißen und verjagten die kaiserlichen Abgeordneten. Gleiches geschah in Mailand, wo der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach und der Kanzler Rainald einen neuen Magistrat einsetzen wollten. Der aufgereizte Pöbel stürmte die Wohnungen der Abgeordneten, die kaum nur mit Lebensgefahr sich aus der Stadt retten konnten. Solcher offenbare Treubruch verdiente strenge Züchtigung; doch dazu bedurfte Friedrich ein neues Heer aus Deutschland, denn des vorigen Heeres allzuzeitige Entlassung hatte eben den Städten den Muth zum Aufstande gegeben. Nachdem also die Boten nach Deutschland und vor Allem zu Heinrich dem Löwen, den die Italiener noch von seiner ersten Anwesenheit her recht wohl kannten, abgesendet worden waren, befestigte der Kaiser Como

und Lodi, zwang Asti, eine Besatzung einzunehmen, und erklärte Mailand in die Acht. Neue Unterhandlungen waren fruchtlos. Trotzig rüstete sich Mailand, schickte Meuchelmörder gegen den deutschen Kaiser, Mordbrenner gegen Lodi, und verband sich mit Brescia und Crema. Dagegen führte Friedrich von Bologna aus seine Truppen ins Mailändische, mußte sich aber mit der bloßen Verwüstung des flachen Landes begnügen und wandte sich dann nach Lodi und von da nach Crema, welches in Acht erklärt und im Monate Julius 1159 eingeschlossen wurde. So war die Lage der Sache, als endlich Herzog Heinrich der Löwe mit seinen Schaaren aus Bayern und Sachsen und viele andere Große weltlichen und geistlichen Standes im Lager vor Crema eintrafen. Ihnen folgte etwas später Herzog Welf mit seinen Truppen nach.

Heinrich fand das Heer vor Crema schon in voller Thätigkeit, die nun durch seine Gegenwart und die herbeigeführte Verstärkung verdoppelt wurde. Ungeheure bewegliche Belagerungsthürme, Mauerbrecher, Sturmdächer und ähnliche Gerüste waren errichtet worden. Aber auch Crema hatten Natur und Kunst gleich sehr befestigt. Die Stadt liegt in einer von der Adda und dem Oglio eingeschlossenen Ebene am Serio, einem Nebenflusse der Adda, sechs deutsche Meilen von Mailand. Eine doppelte Mauer und ein breiter Wassergraben umgaben sie damals. Mailand und Brescia hatten Hilfstruppen hineingeworfen. Man begann nun mit einer Einschließungs-

linie. Vom Thore am Serio bis zum Thore von Rivolta hatte der Kaiser seinen Posten und sein Lager. Vor dem letztern Thore standen die Bürger von Cremona; vor dem Thore von Umbriano und Plavengo hatten Konrad, des Kaisers Bruder, und Otto von Wittelsbach ihre Stellung. Vor letzterm Thore nahm auch Heinrich der Löwe seinen Platz, während Herzog Welf, der später mit 300 Reitern eintraf, des Kaisers Platz einnahm und dieser zwischen das Thor von Rivolta und Umbriano rückte. Die Pavianer standen zwischen dem Thore von Piovengo und dem des Serio und schlossen so die Kette, mit der nun die ganze Stadt umzingelt war.

Aber den Bürgern entfiel der Muth nicht. Fast täglich wurden Ausfälle immer mit gleicher Tapferkeit, nicht immer mit demselben Glücke gemacht. So griffen sie eines Tages, als eben der Kaiser seine Gemahlin Beatrix, die mit Heinrich dem Löwen nach Italien gekommen war, in St. Bassano besuchte, durch einen Ausfall aus dem Umbrianischen Thore die große Wurfmaschine Friedrich's mit Feuerbränden an. Ein mörderischer Kampf entstand, und erst am Abend konnten sie wieder in die Stadt zurückgeworfen werden. Die Maschine wurde gerettet; viele Cremoneser ertranken in dem Wassergraben. Die Gefangenen aber — die Wuth kannte keine Menschlichkeit — wurden scheußlich verstümmelt; ihre abgehauenen Köpfe warfen sich die Soldaten wie Bälle zu und schleuderten sie nachher über die Wälle. Allein gleiches Schicksal

hatten dann auch die gefangenen Deutschen in der Stadt zu erwarten: sie wurden entweder gekreuzigt oder in Stücken in das Lager hinausgeworfen. Man wetteiferte an Grausamkeit, und der Kaiser blieb nichts schuldig. Als der große Wassergraben mit Fässern voll Erde ausgefüllt und über diesen Wall die großen Belagerungsthürme der Mauer genähert worden, wehrten die Städter sie tapfer ab. Da ersannen die Deutschen noch Schrecklicheres. Sie banden die Söhne und Verwandten der Cremenser an ihren Thurm, um dem Schießen von der Mauer entweder Einhalt zu thun, oder ein noch entsetzlicheres Ziel zu geben. Diesen Unglücklichen riefen die Männer von den Mauern zu: „Rühmlicher sey es und schöner zu sterben, als ein Leben der Knechtschaft und Verzweiflung zu leben. Besser sey es, für's Vaterland zu fallen, als den Untergang desselben zu erleben; besser todt zu seyn, als die Stadt in der Feinde Hände zu sehen."

So haben sie mit ihren Wurfmaschinen die eigenen Väter, Brüder und Söhne zerschmettert. Nur wenige blieben am Leben, weil der Thurm bald der Ausbesserung bedurfte. Noch auf andere Weise ist unmenschlich von beiden Seiten verfahren worden. So hieben die Cremenser ihren Gefangenen Hände und Füße ab und ließen sie so in ihrer Stadt liegen, bis sie verblutend starben. Hinter den Lücken, welche der Mauerbrecher stieß, erstanden neue Mauern, und gegen die Belagerungsthürme wurden, aber vergebens, Minen gegraben.

Endlich ging ein geschickter Rüstmeister der Cremenser zu dem Kaiser über und erbaute ihm einen Thurm, von dem eine Brücke (20 Ellen lang) auf die Stadtmauer herabgelassen werden konnte. Doch auch dieser wurde von den Cremensern durch Steinlasten zerschmettert.

Aber die täglichen Kämpfe, die nächtlichen Wachen, die heimliche Flucht so mancher der Ihrigen, die Wunden, welche fast ein Jeder aufzuzeigen hatte, und die Betrachtung der Zukunft machte, daß sie endlich Unterhandlungen begannen. Sie wendeten sich deßwegen an Peregrin, den Patriarchen von Aquileja, und an Heinrich den Löwen, der, selbst ein Held, auch Helden zu ehren wußte. Diese meldeten es dem Kaiser, und es wurde beliebt, daß die Mailänder und Brescianer ohne Waffen, die Cremenser aber mit dem, was jeder mit sich tragen könnte, ungestört abziehen sollten. So geschah es am 27. Januar 1160 nach siebenmonatlicher Belagerung. Zwanzigtausend zogen aus der Stadt, um nicht zurückzukehren. Des Kaisers Zorn war besänftigt, ja er trug, wie er vorher selbst auf die Feinde geschossen hatte, nun auch einen Kranken selbst aus der Stadt heraus. Hinter den Unglücklichen ging die Stadt in Flammen auf, weil man sich über eine regelmäßige Plünderung nicht vereinigen konnte. Der Kaiser brach hierauf nach Pavia auf.

Schon im September ein Jahr vorher war Papst Adrian IV. gestorben. Die neue Wahl war zweispaltig ausgefallen, Roland oder Alexander III.

hatte die sicilianische Partei der Kardinäle und die Mehrzahl der Stimmen, sein Gegner Octavian oder Victor aber das römische Volk und den Kaiser, aber die geringere Stimmenzahl für sich. Jeder wollte das Recht auf seiner Seite haben, jeder anathematisirte den andern. Friedrich in kaiserlicher Machtvollkommenheit berief beide zu einer allgemeinen Reichs- und Kirchenversammlung nach Pavia. So unparteiisch er auch scheinen wollte, so leuchtete doch hervor, daß er im Papste Alexander den Kardinal Roland und den Auftritt in Besançon nicht vergessen konnte. Als am 2. Februar das Concilium begann, erschien nur Victor, sein Gegner nicht. Darum wurde Victor anerkannt und gegen Alexander der Bann ausgesprochen. Dieser aber, ein Mann von altrömischer Standhaftigkeit, vergalt Gleiches mit Gleichem, hielt gleichfalls eine Kirchenversammlung und belegte Friedrich und Victor mit dem Bann.

Heinrich der Löwe konnte bei einem solchen die Kirche, die er seine ehrwürdige Mutter nannte, zerrüttenden Zustande unmöglich gleichgiltig bleiben. Papst Alexander gründete darauf seine Hoffnung, den Herzog für sich zu gewinnen. Heinrich konnte es sich auch nicht verläugnen, daß Alexander, der Zahl der Stimmen nach, der rechtmäßigere Papst sey, und wie Friedrich mehr dem Hasse als der Vernunft dabei Raum gegeben habe. Doch schien es ihm noch nicht an der Zeit zu seyn, sich gegen Victor und damit gegen den Kaiser zu erklären, und er gab also Victor seine Stimme. Friedrich

ertheilte hierauf den meisten deutschen Fürsten, deren Dienstzeit abgelaufen war, und auch dem Herzog Heinrich die Erlaubniß, nach Deutschland zurückzukehren.

Neuntes Kapitel.

Heinrich des Löwen Scheidung von seiner Gemahlin Klementia.

Herzog Heinrich kehrte nach Bayern zurück, wo ihm Bischof Hartmann von Brixen die Schirmvogtei über das Kloster Pollingen auftrug. Er versprach, dafür nur das Herkömmliche zu nehmen und keinen Untervogt zu setzen, oder die Vogtei als Lehen zu vergeben, indem nicht zeitlicher Gewinn, sondern das ewige Leben sein Vortheil dabei sey.

Von Bayern begab sich Heinrich nach Brandenburg. In seinen slavischen Ländern war aber viel zu schlichten und zu ordnen; es gelang ihm Alles nach Wunsch, und so war das Jahr 1161 angebrochen, wo ihn die Angelegenheiten Bayerns nach Regensburg riefen.

In Bayern hatte die Kirchenspaltung große Parteiungen veranlaßt. Ein Theil der Bischöfe, Aebte und Geistlichen war für Alexander; ihnen ging der Erzbischof von Salzburg, Bayerns erster Prälat, voran. Alexander's Bullen fanden immer mehr Eingang und Anhang. Auch der alte Herzog Welf, des Herzogs Oheim, begünstigte Alexander und hatte dem Bischofe von Augsburg

über seine Lande alle Macht versagt, weil dieser Victor als den wahren Papst erkannte. Ueberall herrschte Zwietracht und Befeindung, und zu dem allgemeinen Uebel kam noch manches besondere, weil bei allgemeiner Verwirrung auch der Einzelne den Leidenschaften ungestörteren Spielraum gibt. So hatte Bischof Hartwich von Regensburg durch allzuweltliche Lebensart vom Herzoge eine Ahndung verdient. Er verschwendete den Kirchenschatz, hielt Pferde, Hunde, Jäger ohne Zahl, ohne der Wissenschaften, seines Amtes und der Armen zu gedenken. Da verheerte der Herzog das Bisthum, nahm Stauf, des Bischofs Schloß, und wendete sich selbst gegen Regensburg. Dort hing ein Theil der Bürger dem Bischof, ein Theil dem Herzog an. Sie waren im Begriff, ihre Waffen gegeneinander zu kehren, als Eberhard von Salzburg noch den Streit beilegte und die Parteien miteinander versöhnte.

Dann hielt Heinrich auch zu Karpfheim (bei Schärding) einen dreitägigen Landtag mit den Großen Bayerns. Man nennt unter diesen die Grafen Berthold von Bogen und Andechs, Gebhard von Hall, Burggraf Heinrich von Regensburg und seinen Bruder Otto. Vor Allem galt es dort dem Landfrieden, da der Herzog wieder im Begriffe war, des Kaisers Aufforderung nach Italien Genüge zu leisten.

Kaiser Friedrich war inzwischen in Italien geblieben; mehrere deutsche Fürsten gingen ab und zu. Aber er konnte Mailand, was ihm noch immer

trotzte, nicht bezwingen, bevor nicht neue Hilfe aus Deutschland angelangt war. Schon im Juni des vorigen Jahres waren mehrere deutsche Fürsten, unter ihnen auch Herzog Heinrich von Bayern, zu Erfurt zusammen gekommen, und hatten da den Abgeordneten des Kaisers ihre Hilfe für das nächste Jahr wieder zugesagt. Heinrich der Löwe hatte sodann im Anfange des Jahres die bayerische Landfahne aufgeboten und trat nun im Frühjahr die Reise an. Erst nach solchen Verstärkungen konnte der Kaiser etwas Entscheidendes gegen Mailand, das ihn vielfach gereizt und beleidigt hatte, unternehmen, nachdem auf einem Concilium zu Lodi Papst Victor noch einmal für den rechtmäßigen Papst erklärt worden war.

Im August wurde Mailand enge eingeschlossen. Allein die Einwohner wehrten sich so tapfer, daß darüber der Winter herankam und man sich von kaiserlicher Seite begnügen mußte, das ganze Gebiet der Stadt verwüstet zu haben. Der Kaiser begab sich während des Winters nach Lodi zurück, und man beschränkte sich, die Stadt durch Hunger und Wassermangel zur Uebergabe zu zwingen. Wirklich erregte auch bald die Bürgerschaft einen Aufstand, und der Erzbischof Albert sah sich genöthigt, zu Papst Alexander nach Frankreich zu entfliehen. Sie wollten nun Unterhandlungen anspinnen, erhielten aber vom Kaiser keine andere Bedingung, als sich auf Gnade und Ungnade zu übergeben. Der Hunger brach ihre stolze Freiheitsliebe, und am

1. März 1162 unterwarfen sich die Konsule und einige Tage darauf die übrigen Bürger der Stadt.

Allein Friedrich hatte zu Pavia Mailands gänzlichen Untergang beschlossen und die Einwohner erhielten Befehl, binnen acht Tagen die Stadt zu räumen. Kein Jammer, kein Flehen erweichte den strengen Sinn Friedrich's. Nach Ablauf dieser kurzen Frist wurde das stolze Mailand von des Kaisers Truppen erst geplündert, dann bis auf einige Kirchen und Klöster gänzlich zerstört. Am thätigsten hiebei zeigten sich die Bürger von Pavia, Cremona, Como und Lodi; den Haß, den sie gegen die Einwohner Mailands hegten, mußten die todten Steine entgelten. Viele Ueberbleibsel einer klassischen Zeit wurden barbarisch vernichtet, die Gebeine der drei Weisen aus dem Morgenlande aber mit Ehrfurcht und Sorgfalt gerettet. Der Boden, sagt ein späterer Bericht, wurde gepflügt und mit Salz besäet.

Aber Friedrich tilgte blos die widerspänstige Flamme, ohne die Kohlen zu löschen. Politisch klüger, aber menschlich härter, hätte er die Einwohner nach Deutschland versetzen und da vereinzeln müssen.

Herzog Heinrich der Löwe eilte gleich nach der Zerstörung Mailands in seine norddeutschen Staaten zurück, wo noch viele geistliche und weltliche Angelegenheiten zu ordnen waren. Es gelang ihm auch dieses Mal ganz nach Wunsch. Hätte Heinrich nur auch so leicht, wie hier in seinem eigenen Lande,

die großen allgemeinen Angelegenheiten der Kirche ordnen können. Schon in Italien hatte Friedrich eine allgemeine Kirchenversammlung nach St. Jean de Laone in Burgund ausgeschrieben und alle europäischen Könige, so wie Deutschlands Fürsten dazu eingeladen. Hier sollte über Victor's und Alexander's Rechtmäßigkeit entschieden werden.

Bei so wichtiger Angelegenheit glaubte Herzog Heinrich nicht fehlen zu dürfen. Er ging also am Anfange des Monates August zuerst nach Bayern und hielt abermals in Karpfheim einen großen Landtag. Von hier aus begab er sich in Begleitung vieler bayerischer Großen nach Burgund zum Kaiser, wo sich auch die Könige von Ungarn, Böhmen, Dänemark und viele deutsche Große eingefunden hatten. Nur Der, den der Kaiser am Sehnlichsten erwartete, König Ludwig von Frankreich zauderte zu kommen und wollte sich von Alexander's Partei durchaus nicht lossagen. Es blieb also dem Kaiser nichts übrig, als Victor nochmals als rechtmäßigen Papst anerkennen zu lassen.

Von hier begleitete Heinrich den Kaiser nach Deutschland zurück, wo dieser im November zu Kostnitz einen Hoftag hielt. Dort ließ sich am Tage des heiligen Klemens Heinrich nach einer fünfzehnjährigen Ehe von seiner Gemahlin Klementia scheiden, ungeachtet er die Güter, die sie ihm zugebracht, schon längst zu seinem Nutzen vertauscht hatte. Als Grund dieser Scheidung wurde angegeben, daß allzunahe Verwandtschaft diese Ehe un-

zuläßig mache; vielleicht mag auch dazu beigetragen haben, daß Klementia ihm keinen Sohn gebar. Klementia vermählte sich später mit Humbert III., Grafen von Mauriene.

Der Kaiser ging hierauf nach Augsburg und Heinrich mit ihm. Darauf hielt er zu Landsberg am Lech einen Landtag und kehrte dann am Ende des Jahres 1162 nach Sachsen zurück.

In dem Jahre 1163 und 1164 war Herzog Heinrich der Löwe meistens in seinen slavischen Ländern beschäftigt, wo immer neu ausgebrochene Unruhen und Aufstände zu unterdrücken waren. Eine Hoffnung, die unglückliche Kirchentrennung ausgeglichen zu sehen, die fast in allen deutschen Ländern und vorzüglich in Bayern unsägliche Verwirrungen verursacht, hatte sich im Jahre 1164 schnell gezeigt, war aber eben so schnell wieder verschwunden.

Kaiser Friedrich war nicht der Mann, der sich in seinen Planen durch der Zeiten Gunst oder Ungunst leiten ließ; darum versäumte er auch die Gelegenheit, als Papst Victor im April 1164 in Lukka gestorben war, der Kirche durch Anerkennung Alexander's Friede und Einheit zu geben. Victor's Anhang in Italien und vor Allem der kaiserliche Kanzler Erzbischof Reinold von Köln, hatte mit des Kaisers Begünstigung eine neue Wahl veranstaltet, die auf den Kardinal Guido von Crema als Pascal III. fiel. Aber der Anhang dieses neuen Gegenpapstes war nicht mehr der Victor's. Viele, denen nun die Aussicht auf eine

baldige Beilegung gänzlich entschwand, erklärten sich jetzt offen für Alexander; der Finger Gottes, so meinten Andere, habe Victor so schnell getödtet. War aber Pascal auf des Kaisers Antrieb gewählt worden, so glaubte er ihn auch nicht sinken lassen zu dürfen. Er berief daher auf das Pfingstfest am Ende Mai 1165 eine Reichsversammlung nach Würzburg, wo eine große Anzahl deutscher Fürsten geistlichen und weltlichen Standes erschienen. An ihrer Spitze stand Heinrich der Löwe. Es war von Wichtigkeit, die Stimme eines Mannes, der in Deutschland der mächtigste nach dem Kaiser war, zu hören und auf seiner Seite zu haben. Die Bischöfe von Bayern waren ohnehin zum Theil für Pascal gestimmt, doch ohne sich alle so deutlich wie Konrad, der neue Erzbischof von Salzburg, zu offenbaren. Herzog Heinrich, der sich zu Pavia nun einmal zur Meinung des Kaisers bekannt hatte, glaubte auch jetzt, derselben zustimmen zu müssen, und trat der Mehrzahl bei, die für Pascal stimmte. Außer den weltlichen Fürsten waren gegen vierzig Bischöfe versammelt. Auf Evangelienbücher und Reliquien schwor Friedrich zuerst: Niemals den Schismatiker Alexander oder einen von seiner Partei Erwählten anzuerkennen, keinem seiner Anhänger die kaiserliche Gunst zu schenken, dagegen Pascal als allgemeinem Oberhaupt der Kirche Schutz, Ehre und Gehorsam zu geben und ihm treu zu bleiben, diesen Eid endlich auch für seinen, des Kaisers, Nachfolger verpflichtend zu achten. Darauf schwu-

ren die Uebrigen den nämlichen Eid, und unter ihnen Heinrich der Löwe und die wichtigsten der weltlichen Fürsten, eben so die geistlichen. Auch die Gesandten des Königs von England traten in ihres Herrn Namen auf die Seite Pascal's.

Der Beitritt Englands war für den Kaiser von großer Wichtigkeit. Dadurch verlor Ludwig, König von Frankreich, Alexander's eifrigster Vertheidiger, einen Rückhalt mehr. Aber auch für Heinrich den Löwen sollte dieser Umstand sehr wichtig werden; denn der Kaiser sandte damals, um dieses Verhältniß noch enger und unauflöslicher zu machen, den Erzbischof Reinold von Köln, seinen Kanzler, an der Spitze einer bedeutenden Gesandtschaft an König Heinrich in die Normandie und bat für seinen kleinen Sohn, so wie für seinen Freund, den Herzog Heinrich von Bayern und Sachsen, um zwei Töchter des Königs. Doch nur der letztere erhielt die älteste Tochter des Königs, die edle Mathilde, zugesagt, ein Muster unvergleichlicher Zucht und Sitte, bestimmt, sein verödetes Haus wieder zu beleben und mit neuem Glanz zu erhöhen, seine Leiden und seine Freuden, seine Größe wie seinen Fall zu theilen und ihm eine bisher vom Schicksal versagte Nachkommenschaft zu hinterlassen, die durch seltsamen Wechsel der Schicksale den Thron, von dem die Mutter ausgegangen, in spätern Jahrhunderten der Ahnherrn würdig wieder besitzen sollte. Die Verlobung geschah wohl damals schon in England, aber zwischen Verlobung und Ver-

mählung sollten noch der mühseligen Tage viele liegen.

Heinrich der Löwe stand auf einer Stufe von weltlicher Macht, die im ganzen Reiche nur einen Nachbar und Vormann zeigte, der sein naher Verwandter und Freund war. Friedrich und Heinrich waren damals die beiden Männer, auf welche Deutschland sah, jeder groß in seiner Art, aber keiner ohne Fehler und Leidenschaften, nur daß sie durch die letztern noch nicht einander gegenüber, sondern nur nebeneinander gestellt worden waren. Aber auf solcher Höhe, wie Heinrich der Löwe, steht Niemand ungestraft. Alles findet Verzeihung, nur nicht Glück und Ruhm, beiden folgt, wie der Schatten dem Körper, Haß und Neid nach und der Wunsch, den beneideten und gehaßten Mann von seiner Höhe herabstürzen zu helfen. Solche Gesinnungen theilten damals die meisten Fürsten und Großen des nördlichen Deutschlands, denen in des Löwen Nähe um ihr eigenes Daseyn bangte, zum Theil Vasallen, die, selbst mächtig, keinen andern Befehl, als den des Kaisers hören wollten. Heinrich ehrte die Religion und die Kirche und lag dennoch immer mit den nordischen Bischöfen, die das ihm von dem Kaiser eingeräumte Recht der Einsetzung mittels Stab und Ring nicht anerkennen wollten, in beständiger Fehde. Daß Heinrich dieses Recht, wo man es ihm wollte anstreiten, mit Gewalt und zwar mit der seinem Charakter eigenen Gewalt des Löwen vertheidigte, gab zu vielem

Streite Anlaß. Er wollte es nicht dulden, daß Die, welche er für bloße Verwalter der Kirchen und ihrer Güter hielt, eigenmächtige Landesgebieter seyn wollten. Man verzieh ihm nicht, daß er, der selbst unter keinem Zügel stand, alle zügeln wollte. Aber seine Macht war viel zu fest begründet, das verbargen sich selbst seine Feinde nicht, als daß ein Einzelner sie erschüttern konnte. Sie nahmen also vereint einen alten Bund, den sie schon vor eilf Jahren geschlossen hatten, wieder auf und rüsteten heimlich und unbemerkt, um, wenn der Kaiser und der Herzog nach Italien gezogen wären, die Mine springen zu lassen. Zu Statten kam es ihnen, daß im Jahre 1166 verschiedene Angelegenheiten den Herzog in Bayern festhielten.

Wirklich ging Kaiser Friedrich mit einem neuen Zuge nach Italien um, denn von Neuem hatten die italienischen Städte sich gegen ihn verbunden und sogar den von ihm verworfenen Gegenpapst Alexander nach Italien gerufen. Dieß heischte Züchtigung und sie sollte ihnen werden. Nur hielten ihn noch vielfache Geschäfte des Reiches in Deutschland zurück. Schon seit dem Ende des Jahres 1165 befand er sich in Aachen, wo auf Betrieb des Königs von England die Ueberreste Karl des Großen in der Marienkirche feierlich erhoben und in einem kostbaren Sarge wieder beigesetzt wurden. Dann begab sich Friedrich nach Bayern und hielt in der Mitte des Monates Februar einen Tag zu Nürnberg. Hier traf Heinrich der Löwe

mit dem Kaiser zusammen, und es wurde mit den versammelten Fürsten wegen des Zuges nach Italien Abrede genommen. Hier erschien auch Konrad, Erzbischof von Salzburg, des Herzogs von Oesterreich Bruder, nachdem er mehrere Ladungen unbeachtet gelassen hatte. Der Kaiser machte ihm, dem Freund und Anhänger Alexander's, harte Vorwürfe, daß er sich ohne Pascal's Bestätigung des Erzbisthumes bemächtiget und nicht des Kaisers Belehnung abgewartet habe. Herzog Heinrich der Löwe erwiderte hierauf, als vom Erzbischofe bestellter Anwalt, daß Konrad durch gesetzmäßige und kanonische Wahl des Klerus, so wie des Volkes dieses Bisthum übernommen, auch die Belehnung dreimal vom Kaiser verlangt, aber jedesmal abgewiesen worden sey, aus keinem andern Grunde, als weil er den Pascal als ächten Papst nicht anerkennen wolle oder dürfe. Allein Heinrich's so wie Konrad's eigene Vertheidigung war vergebens. Weder der Kaiser noch der Erzbischof gaben nach; aber Konrad mußte bald nachher unterliegen.

Bald hierauf zog der Herzog mit dem Kaiser nach Bayern, wohnte dessen Tagsatzungen bei, auch der zu Laufen an der Salza im Sprengel des verfolgten Erzbischofs Konrad abgehaltenen. Hier ward dieser ein Opfer seiner Anhänglichkeit an den Papst Alexander; denn hier wurde, als der Herzog von Oesterreich denselben nicht zum Rückschritte bewegen konnte, das Urtheil über ihn gefällt, und er

und alle seine Anhänger von dem Kaiser in die Reichsacht, von dem Papst Pascal in den Bann gethan und seine Besitzungen und Einkünfte ihm genommen. Gleicher Bann traf alle Klöster des Bisthums, die ihrem Erzbischof anhingen, und die benachbarten Großen wurden von Friedrich aufgefordert, das Urtheil durch Plünderung und Verheerung zu vollstrecken. Schrecklich wurde der Befehl vollzogen, das ganze Erzstift ein Gräuel der Verwüstung; doch ließ Konrad den Muth nicht sinken und vertheidigte sich mit seinen Leuten, bis er der Mehrzahl endlich unterlag. Herzog Heinrich verließ mit schmerzlichem Gefühle das grausam verheerte Land, das einst so blühend gewesen. Er begleitete den Kaiser nach Regensburg und dann nach Frankfurt.

Während dem war der Bund der nordischen Fürsten zur Reife gediehen. Er hatte nichts Geringeres zum Zwecke, als dem Herzoge einen großen Theil seiner Besitzungen zu entreißen und seine Macht damit zu brechen. Als im Oktober 1166 der Kaiser nach Italien aufbrach, aber Heinrich gegen ihre Erwartung nicht mitzog, traten sie mit ihren bisher sorgfältig geheim gehaltenen Plänen öffentlich auf. Heinrich der Löwe hatte den Sturm, der gegen ihn im Anzuge war, wohl bemerkt und männlich seine Anstalten getroffen. Furcht kannte er nicht, sobald einmal die Gefahr entschieden vorhanden war; nur das Ungewisse, das von fern Drohende kann Geister seiner Art erschrecken, aber nicht das Unglück,

das man klar ins Auge fassen kann. Jetzt, als er wußte, wer und was ihm drohte, nahm er kalt besonnen seine Maßregeln. Er befestigte Braunschweig mit Wall und Graben, stellte Wachen aus und legte, wie in die benachbarten Schlösser und Städte Besatzung hinein. Ja, um seinen Feinden zu versinnlichen, wen sie angegriffen, stellte er vor seiner Burg zu Braunschweig einen ehernen Löwen in Lebensgröße mit offenem Rachen auf. Nach Osten richtete er ihn, da von dort die gefährlichsten Feinde drohten. Wer den Löwen in seiner Höhle aufreizt, mag es theuer büßen.

Zehntes Kapitel.

Heinrichs Wiedervermählung. Seine Vorbereitungen zur Reise nach Palästina.

Bei dieser Lage der Dinge konnte Herzog Heinrich keine Zeit haben, die Bitten, die aus Bayern um Hilfe gegen die großen Gewaltthätigkeiten, die dort vorfielen, an ihn gelangten, durch eine Reise dahin zu erfüllen. Des Kaisers Entfernung hatte dort alle Bande des Gehorsames aufgelöst und die Verwirrung auf das Höchste gesteigert. Kirchen und Klöster wurden zunächst nur im Sprengel Konrad's von Salzburg, bald aber auch an andern Orten beraubt und verwüstet. Der Erzbischof Konrad hatte den Papst Pascal und alle seine Anhänger und Helfer in den Bann gethan und so Gleiches mit

Gleichem vergolten. Heinrich schrieb zurück, er könne jetzt unmöglich helfen, und verweise sie an Pfalzgraf Otto den Aelteren, und könne dieser nichts ausrichten, so möchten sie sich gedulden, bis er kommen könne.

Die gegen den Herzog verbündeten Fürsten waren unterdessen auf mehreren Punkten losgebrochen, als man des Kaisers Abreise nach Italien in Erfahrung gebracht hatte. Sie verwüsteten und verheerten seine Länder. Heinrich zog gegen sie, aber sie hielten nirgends Stand, denn sie fürchteten ihn. Er übte nun in ihren Ländern das Vergeltungsrecht und ließ sie aller Orten den Zorn des Löwen erfahren.

Nicht friedlicher war es inzwischen in Bayern und in Italien zugegangen. In dem Erzstifte Salzburg wurde noch gegen Konrad, den Erzbischof, gewüthet, als er sich schon aus dem Gewühle des Lebens in das Kloster Admont zurückgezogen hatte. Endlich am 5. April vollbrachte der Frevel das Höchste. Von der ehrwürdigen Hauptkirche St. Ruprecht zu Salzburg stieg die Flamme empor und legte diesen Dom wie den größten Theil der Stadt in Asche und verkündigte weit in's Land hinein die schrecklich vollendete Rache. Das hat der unglückliche Fürst nicht lange überlebt. Er starb am 28. Sept. 1168; dem Kloster, das ihm die letzte Zeit hindurch Schutz gegeben und viel Feindliches deßwegen hatte erdulden müssen, hat er auch seine Leiche anvertraut.

Kaiser Friedrich mußte, in Italien ange-

kommen, viele Klagen über die von ihm dort zurückgelassenen Statthalter vernehmen. Da er sie nicht abstellte, brachen die lombardischen Städte in offene Empörung aus, und er mußte Verstärkungen aus Deutschland an sich ziehen. Den Winter brachte der Kaiser in Pavia zu und brach im Frühjahre 1167 gegen Rom auf, von wo aus ihm Alexander den Bannstrahl entgegenschleuderte. Nachdem er Ankona genommen hatte und die Römer bei Tusculum geschlagen worden waren, langte er am Ende des Monats Juli vor Rom an, und brachte bald den diesseits der Tiber gelegenen Theil der Stadt in seine Gewalt. Alexander und sein Anhang warfen sich in die befestigte Peterskirche. Um sie da zu vertreiben, wurde die Marienkirche in Flammen gesetzt. Hierauf wurde Pascal III. von Viterbo nach Rom geholt und auf den Stuhl des heiligen Peter's gesetzt. Friedrich und seine Gemahlin ließen sich noch einmal von ihm krönen, Alexander aber entfloh nach Benevent.

Als der Kaiser auf diese Weise alle seine Wünsche erfüllt sah, nahte sich ihm eine Gefahr, die alle seine noch übrigen Plane völlig vernichten sollte. Denn es brach in seinem Lager eine so heftige Seuche aus, daß das kaiserliche Heer von ihr zum größten Theile weggerafft wurde. Und nicht bloß den gemeinen Mann im Heere, sondern auch die Führer ergriff die Krankheit. Eines der ersten Opfer war Erzbischof Rainold von Köln, der Urheber der so verderblichen Kirchenspaltung. Hier auf den

Feldern von Rom erreichte ihn die Strafe des Himmels. So starben noch viele Bischöfe und weltliche Fürsten und Große, die Leichen der Gemeinen zählte man gar nicht mehr. Kaiser Friedrich führte die geringen Reste des Heeres schnell in die Lombardei zurück. Ohne in diesem Zustande etwas gegen die aufrührerischen Städte der Lombardei — Mailand war wieder aufgebaut — unternehmen zu können, zog er nach Pavia, wo er Winterquartier hielt. Die gegen die Städte ausgesprochene Acht verlachten diese im Gefühle ihrer Uebermacht. In Pavia erhielt der Kaiser auch Kunde, was während seiner Abwesenheit in Sachsen vorgefallen war. Er sendete also eiligst Boten mit dem geschärftesten Befehle, Waffenstillstand zu schließen, bis er selbst in Deutschland als Schiedsrichter auftreten werde. Mit geringer Begleitung und hart verfolgt von den Mailändern brach er endlich nach Piemont und Savoyen auf. Um die nacheilenden Feinde aufzuhalten, ließ er in Zwischenräumen die mitgeführten Mailändischen Geißeln an der Straße aufhängen. Von so vielen Tausenden, die er nach Italien geführt hatte, von so vielen edlen Fürsten kamen nur wenige zurück. Im März des Jahres 1168 langte der Kaiser wieder auf deutschem Boden an.

Der von Italien aus den nordischen Fürsten zugesendete Befehl, mit den Waffen inne zu halten, bis der Kaiser selbst den Streit entscheiden würde, verschaffte dem Herzoge Heinrich Ruhe; aber auch dessen Waffen selbst waren so siegreich gewesen, daß

schwerlich mehr viele Begehren tragen konnten, die Fehde wieder aufzunehmen. Die Kurfürsten hatten also ihren Zweck völlig verfehlt und ohne es natürlich zu wollen, gerade dadurch Heinrich wieder mächtiger gemacht, als er es zuvor gewesen. Er hatte nun die Ueberzeugung gefaßt, was er selbst und er ganz allein gegen eine überlegene Menge von Feinden vermöge. Aber gerade dieser glückliche Ausgang konnte für ihn der gefährlichere gewesen seyn, wenn er ihm nun das kühne Selbstvertrauen gab, auf immer seinen Feinden gewachsen zu seyn und unklug ihren Zorn von Neuem zu reizen. Es sollten Zeiten kommen, wo diese Scenen sich erneuerten und bedenklicher gestalteten, wo Heinrich mit gleicher Kühnheit den Kampf gegen alle aufnahm, mit gleicher Tapferkeit stritt, aber nicht mehr gleichen Erfolg hatte, weil er dann nicht mehr die gleiche Stütze an dem Kaiser und der Meinung hatte, die er jetzt vielleicht zu wenig in Anschlag zu bringen veranlaßt seyn mochte.

Nun schickte Heinrich eine glänzende Gesandtschaft nach England und ließ seine königliche Braut Mathilde nach Sachsen geleiten. Reiche Mitgift an Gold und Silber und viele Kostbarkeiten brachte sie mit, aber schwerlich etwas Herrlicheres als sie selbst war. Zu Minden an der Weser erfolgte am 1. Februar die feierliche Einsegnung durch Bischof Werner, die Hochzeit selbst wurde mit würdiger Pracht zu Braunschweig vollzogen.

Kaiser Friedrich hatte nach seiner Ankunft

in Deutschland nichts Angelegentlicheres zu thun, als den Streit zwischen Heinrich dem Löwen und den sächsischen Fürsten beizulegen. Im Juli 1168 wurde endlich in Würzburg ein Vergleich geschlossen. Die Fürsten mußten sich alles wieder herausgeben, was sie einander abgenommen hatten, und Heinrich erhielt auf diese Weise alles wieder zurück, was er bisher noch nicht durch die Gewalt der Waffen hatte erlangen können.

Während Heinrich sich auf diese Weise in seiner Macht befestigte, fing Welf, sein Oheim, an, dieselbe zu zersplittern. Ihm war ein lebenslustigerer Sinn zu Theil geworden, seitdem er bei dem letzten Zuge des Kaisers in Italien seinen Sohn verloren hatte. Groß, wie früher in den Waffen, wollte er nun in der Gastfreundschaft seyn. Lustige Gelage erfüllten die verödeten Säle seiner Pfalzen zu Memmingen und Ravensburg, Turniere seine Burghöfe, Jagden seine Forsten; jeder Rittersmann, jeder Geächtete und Flüchtling war ihm ein willkommener Gast und zog reichlich beschenkt aus seinen Thoren. Allen Großen Bayerns und Schwabens, einer unzähligen Menge, gab er bei Gunzenlech einen prachtvollen Pfingstschmaus. Auch der frommen Werke vergaß der Welfe nicht, denn immer ist dieß seinem Geschlechte nachgerühmt worden. Staingaden und St. Peter in Augsburg erhielten fürstliche Schenkungen und auch den Armen und Kranken wurde reichlich gespendet. Die Künstler und Meister, welche ihm Steingaden, wo er seinen

Sohn begraben, gebaut und herrlich ausgeschmückt hatten, ernährte er auf Lebenszeit. Doch zu den frommen wie zu den frohen Werken mangelte oft das Geld. Daher setzte er über sein ganzes Erbtheil seinen Neffen, Heinrich den Löwen, feierlich zum Erben ein, doch sollte ihm dieser eine große Summe bezahlen. Aber Herzog Heinrich, der mit Unwillen seines Oheims Verschwendung wahrgenommen hatte, zögerte mit der Zahlung des geforderten Geldes, vielleicht durch böse Rathgeber, vielleicht auch durch die Berechnung verleitet, daß Welf bald sterben und er dann leichtern Kaufes zur Erbschaft kommen könne. Welf, über die Vorenthaltung des bedungenen Geldes aufgebracht, trug nun dem Kaiser Friedrich, dem Sohne seiner Schwester Judith, alle seine Länder an und fand an ihm einen weit weniger zähen Erben. Was er verlangte, und noch mehr gab ihm der Kaiser und ließ ihm selbst den lebenslänglichen Besitz, behielt nur zum Zeichen seines darauf erlangten Rechtes einiges zurück, ersetzte dieß aber durch Einräumung von einigen Besitzungen.

So entging dem Herzog Heinrich durch eigene wie durch fremde Schuld eine Erwerbung, die seinem Hause seine Stellung gegen die Hohenstaufen hätte sichern können. Je mehr sich aber Heinrich den Verlust selbst zuzuschreiben hatte, desto tiefer fühlte er ihn, aber desto mehr war er auch geneigt, dem Kaiser deßhalb zu zürnen.

Auf einem um Pfingsten zu Bamberg abge-

haltenen Reichstage wurde Kaiser Friedrich's Sohn zum römischen König und künftigen Thronfolger gewählt, wobei auch Kardinal-Legaten des neuen Papstes Antheil nahmen. Denn schon am 20. September 1168 war Pascal III. gestorben und von seiner und Friedrich's Partei der Abt Johann von Struma als Calixt III. gewählt worden. So war auch jetzt wieder die Gelegenheit, die Kirchenspaltung zu beendigen, vom Kaiser absichtlich versäumt worden. Man wäre versucht, Friedrich's Standhaftigkeit zu rühmen, müßte man sie nicht als ein Werk seiner Leidenschaften und eine Ursache der tiefsten Zerrüttung der deutschen Kirchenangelegenheiten betrachten.

Heinrich der Löwe blieb auch dießmal seinem Systeme treu; aber er konnte sich schwerlich verbergen, daß bei aller Freundschaft des Kaisers Schritte von ihm geschahen, die, genau betrachtet, deutlich zeigten, daß die Opposition beider Häuser, für jetzt zwar ruhend, bald und von Seite Friedrich's mit sehr verstärkten Kräften hervortreten könne. Jene Vergrößerung der Hohenstaufischen Hausmacht mit Welf's Ländern war nicht die einzige, die Friedrich damals eingeleitet hatte. Das durch Friedrich's von Rotenburg Tod erledigte Herzogthum Franken wendete Friedrich seinen Söhnen zu; durch Kauf oder Schenkung brachte er auch noch viele andere Güter an sich. So stieg die Macht Friedrich's ungemein und gerade in Gegenden, wo die Welfen am verletzbarsten waren. Heinrich konnte

solche Vergrößerungen nicht ohne Sorgen sehen, die nicht dadurch vermindert wurden, daß Friedrich diese Erwerbungen unter seine Söhne vertheilte. Doch hütete er sich, den Kaiser errathen zu lassen, was in seinem Innern vorging. Er war vielmehr desselben treuer Begleiter, als er am Anfange des Jahres 1170 Fürstenversammlungen und Hoftage hielt. Noch war es der Klugheit gemäß, sich dem Kaiser anzuschließen, denn noch bedurfte er dessen Ansehens, weil leicht der alte Zwist in Sachsen wieder ausbrechen konnte. Wie das thurmhoch aufgewühlte Meer sich nicht mit Einem Male zur glatten Spiegelfläche ebnet, so zeigte sich ihm auch hier und dort noch böse Gesinnung und Drohung neuen Kampfes; darum mußte Friedrich noch öfters Landfrieden gebieten und manchen Funken löschen, ehe er zur Flamme wurde. Von manchem gefährlichen Feinde befreite auch der Tod den Herzog. So starb in diesem Jahre Markgraf Albrecht von Brandenburg, der Bär genannt, wohl nicht ohne Mißmuth, daß er seinem glücklicheren Feinde nichts anhaben konnte, müde von einem höchst thatenreichen Leben. Noch kannte Heinrich keinen gefährlicheren Gegner, als ihn; so lange eine Seele in seinem Körper war, hatte er ihn zu fürchten. Seine Macht, jetzt unter mehrere Söhne getheilt, schien unschädlich, und des Vaters großer Geist war nicht in ihnen allen.

Wäre nur, wie in Sachsen und im Slavenlande, auch in Bayern die Ruhe völlig hergestellt

gewesen, aber dort wüthete noch immer die Kirchenspaltung verderblich fort. Des unglücklichen Konrad's von Salzburg Tod war kein Sühnopfer gewesen. Eigenmächtig, doch auf des Kaisers Wohlgefallen bedacht, hatten die Chorherren des Erzstiftes und einzelne Vasallen im Jahre 1168 des Königs von Böhmen Sohn Albert gewählt. Aber trotz seines Ranges und seiner Verwandtschaft mit Friedrich erkannte dieser ihn nicht an. Denn als ihn am ersten März 1169 Udalrich, der Patriarch von Aquileja, geweiht hatte, sendete ihm bald darauf Alexander das Pallium. Dafür beschloß der Kaiser Salzburg von Neuem zu züchtigen und zog dahin, nachdem er auf dem Reichstage zu Bamberg den Erzbischof und seinen Vater nicht vor sich gelassen und auch Kuno, Bischof von Regensburg, als Anhänger Alexander's mit seiner Stadt im Streite, vertrieben hatte. Der Erzbischof aber unterwarf sich auf einiger Großen Rath freiwillig dem Kaiser. Doch kaum war dieser entfernt, als er auch wieder sich im Erzbisthume festzusetzen suchte, obschon das Land noch eine kaiserliche Besatzung hatte. So war in Salzburg das Land wieder in Zwiespalt und auch im übrigen Bayern hingen viele Prälaten und Bischöfe Alexandern an. Sein Kardinal-Legat, Konrad von Wittelsbach, warb für seine Partei und arbeitete Calixt's Anhange entgegen. Im Bisthume Augsburg war die Geistlichkeit für Alexander, der Bischof für Calixt. Aus seinen Händen wollte keiner die geistlichen

Würden annehmen, man suchte sie bei benachbarten Bischöfen. Unter solchen Unordnungen litt auch die weltliche Gewalt, und alles Besitzthum wurde zweifelhaft und ungewiß gemacht.

Endlich brach, um solchem Unheile so viel als möglich zu steuern und auch eine größere Reise vorzubereiten, Heinrich der Löwe in den ersten Tagen des Jahres 1171 nach Bayern auf, und hielt zu Mosburg an der Isar am 29. Januar einen starkbesuchten Landtag. Hier suchte er sich der Treue seiner Landstände zu versichern; auch soll er eine Landesregierung für die Dauer seiner Abwesenheit eingesetzt haben, was aber von mehreren Geschichtschreibern widersprochen wird. Bald nachher kehrte Heinrich über Regensburg nach Sachsen zurück, ohne eben der in Bayern herrschenden Verwirrung abgeholfen zu haben. Wie wäre dieß auch möglich gewesen, da sie aus einer Quelle kam, die ohne des Kaisers gänzliche Sinnesänderung nicht zu verstopfen war!

Unstreitig war Heinrich des Löwen Reise nach Bayern eine Vorbereitung und Einleitung einer größeren Reise gewesen, die er schon lange beschlossen haben mochte, einer Reise, die vor und nach ihm noch Unzählige machten, weil sie ganz im Sinne jener Zeit lag, einer Reise nach Palästina zum heiligen Grabe. Was er bisher für die Verbreitung des Christenthums durch die Stiftung und reichliche Ausstattung von Kirchen und Bisthümern, durch die gewaltsame Ausrottung des Götzendienstes — freilich

oft auch des Götzendieners — gethan hatte, mag bei Menschen, die keine uneigennützige Handlung kennen und in allen Politik und Vortheil suchen, wohl keine günstigere Beurtheilung gefunden haben. Und doch lag in seinem Innern seinen Handlungen gewiß eine religiöse Ansicht zu Grunde, von welcher ausgehend er die Religion nach allen Kräften fördern zu müssen glaubte. Freilich waren mit den geistigen Vortheilen auch irdische für ihn verbunden, und schon die Stellung, die er einnahm, ließ nicht jene rein uneigennützige, fast apostolische Selbstaufopferung eines Winfried zu. Er wußte, daß Einführung des Christenthums von politischer Unterwerfung unzertrennbar sey, und daß er das Land, wo er das Christenthum gründen wollte, erobern und mit gewaltiger Hand vor Rückfall sichern, daß, wie er das Christenthum wolle, er auch einen Staat wollen müsse. Will man es überhaupt tadeln, daß er sich einen neuen Staat gründen wollte, daß er der Versuchung nicht widerstand, die ihm vor Allem so nahe lag, daß er damit sich eine politische Stellung sichern wollte, die einst im Kampfe mit einer überlegenen Gegenpartei ihn retten könnte? Heinrich fühlte, daß er auf einer Höhe stand, die jederzeit bedenklich, aber einem Friedrich gegenüber ihm verderblich werden müßte, wenn er sich nicht bei Zeiten auf ihr befestigen könnte. Er stand zu hoch, um nicht weiter gehen oder fallen zu müssen. Daß die Erwerbung nicht ohne Blut und Grausamkeit geschah, lag in dem Gegenstande derselben. Und

wie viele Staaten gibt es, deren Gründung frei von diesem Vorwurfe wäre? Wer möchte den Herzog vertheidigen, wenn es ihm nur um den Ruhm eines Eroberers — der zweideutigste wohl, der erworben werden kann — zu thun gewesen wäre; wer möchte behaupten, daß er zu herrschen berechtigt war, weil er den Willen und die Kraft in sich verspürte? Ihm schwebte ein höherer Ruhm vor Augen, der der Verbreitung des Christenglaubens, die ihm nicht anders, als durch Eroberung möglich war. Noch war die Zeit, wo solch christliches Heldenthum hochgeehrt und für zwei Welten verdienstlich geachtet wurde, wo die bequeme Ueberzeugung, als könne jeder Glaube zu dem einen wahren Ziel führen, noch nicht in den Köpfen spukte.

So war Heinrich ein christlicher Eroberer in dem Geiste seines Jahrhunderts. In einer Zeit erwachsen, wo die Kreuzzüge noch in ihrer schönsten Blüthe waren, in einem Alter, wo des Greises erfahrne und kalte Klugheit und Körperschwäche den Arm noch nicht sinken und das Schwert müßig in der Scheide läßt, erzogen zu dem würdigen Glauben, daß das höchste Verdienst Verbreitung der Christuslehre und Kampf gegen den Unglauben sey, und daß die unvergänglichste Krone dort erworben werde, wo der Göttliche in Menschengestalt zu wandeln, zu dulden und zu sterben nicht verschmäht hatte, — konnte Heinrich dem Vollgefühle seiner Kraft, dem Thatendrange kein rühmlicheres Ziel zu setzen wissen. Die Stimme und Ansicht der Zeit,

worin Heinrich lebte, war auch die seinige, und was die Besten seiner Zeit gethan hatten, was den edlen Gottfried von Bouillon und tausend Andere verherrlichet habe, wollte auch er vollbracht haben. Es war ihm eine heilige, vielleicht schon früh gelobte Pflicht geworden.

Doch eine solche Pilgerfahrt bedurfte der Vorbereitungen. Nicht alle waren von ähnlichen Zügen zurückgekehrt und im glücklichsten Falle erforderten sie doch fast Jahresfrist. Selbst der Besitz so vieler und weitläufiger Staaten, zum Theil voll unruhiger Vasallen, zum Theil von Nachbarn von verdächtiger Freundschaft umgeben, verlangte manche Anordnungen. Wie zu Anfange des Jahres in Bayern hielt er auch in Sachsen zunächst für die slavischen Angelegenheiten mehrere Landtage zu Artlenburg an der Elbe. Die Herzogin Mathilde blieb in Braunschweig zurück; des Landes Obhut und Regentschaft wurde dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg übertragen. Heinrich wollte auch nicht wie ein armer Pilger den Wanderstab ergreifen: schon seiner Sicherheit, dann seinem Range und dem griechischen Kaiser, der ihm eine Gesandtschaft geschickt hatte, glaubte er es schuldig zu seyn, mit einem wohlgerüsteten und stattlichen Gefolge den Zug zu unternehmen. Auch lag es wohl nicht außer seinem Plane, wenn sich anders die Gelegenheit dazu ergeben wollte, mit den Saracenen einen Kampf zu seines Glaubens Ehre zu bestehen. Viele mag der eigene Antrieb, unter Heinrich's mächtigem Schutze

das wunderreiche Land des Heils zu sehen, ihm zugesellt haben, Viele aber erwählte er selbst mit kluger Umsicht, Männer, deren Gegenwart ihm nützlich, oder deren Zurückbleiben ihm bedenklich scheinen mochte. Reiche Schätze nahm er aus Sachsen, die Lebensmittel aus Bayern mit.

Eilftes Kapitel.

Heinrich der Löwe nach Palästina.

So gerüstet und vorbereitet trat Heinrich der Löwe nach dem 13. Januar des Jahres 1172 von Braunschweig aus seine Reise zunächst nach Bayern an und begab sich mit seiner ganzen Begleitung nach Regensburg, wo er das Fest Mariä Reinigung mit den Großen des Landes feierlich beging. Hier gab er durch seinen Kanzler Balduin dem Kloster Reichenhall einen Schankungsbrief über eine Salzkothe und vermehrte hier sein Gefolge mit vielen bayerischen Edlen und Mannen bis auf 1200 Streiter. Auf der Donau begab er sich nach Oesterreich, wo ihm bei Kloster Neuburg sein Stiefvater Heinrich Jasomirgott entgegenkam. Dort mag er aus frommer Sohnespflicht das Grab seiner Mutter Gertrud besucht haben. Feierlich wurde er von hier nach Wien geführt. Hier gesellte sich Bischof Konrad von Worms als kaiserlicher Gesandter an den griechischen Kaiser Manuel zu ihm,

entweder um für den jungen König Heinrich eine griechische Prinzessin zu verlangen oder dem Herzoge eine gute Aufnahme und Geleit durch sein Land zu bewirken. Wohl mochte auch Kaiser Friedrich Verlangen tragen, schnell zu erfahren, was etwa dort verhandelt werden könnte oder was sonst dem Herzoge auf dieser Reise begegnete. Zu Wien wurden Schiffe angeschafft, mit Früchten, Wein und andern Bedürfnissen befrachtet, und so die Wasserreise auf den Krümmungen der Donau angetreten, während die Knechte mit den Pferden zu Lande Abends da ankamen, wo die Schiffe anlegten. Der Herzog von Oesterreich begleitete Heinrich den Löwen. So gelangten sie an den Grenzort Mesenburg (vielleicht Wieselburg), wo Florentius, der Gesandte des Königs Stephan von Ungarn, die erlauchten Gäste im Namen seines Herrn empfing und sie auf der Donau bis Gran geleitete. Dort aber kam den Herzogen eine bedenkliche Botschaft zu, denn in der Nacht vorher war der König an Gift gestorben und man hielt seinen Bruder Bela für den Mörder. Heinrich der Löwe war wegen der sichern Fortsetzung seiner Reise, Heinrich von Oesterreich wegen der Königin Agnes, seiner Schwester und Stephan's Wittwe, in schwerer Sorge. Man berathschlagte und sandte endlich den Bischof Konrad von Lübeck und zwei Aebte an den eben in Gran anwesenden Erzbischof, und dieser ließ mit Genehmigung der Magnaten den bayerischen Herzog unter dem Geleite des Flo-

rentius weiter reisen. Heinrich von Oesterreich trennte sich hier von ihm.

Bald drohte eine neue Gefahr. Man kam auf der Donau an die Scheeren, eine Stelle, wo hohe Felsen, deren einer durch einen Thurm befestiget war, dem Strome nur einen sehr engen Durchgang gestatten. Das zusammen gepreßte Wasser schäumt wild an dem Felsen in die Höhe und stürzt dann mit gewaltigem Getöse in die Tiefe hinab. Alle Schiffe kamen glücklich hindurch, nur das letzte scheiterte, auf dem der Herzog mit dem Grafen von Schwerin und anderen Gefährten sich befand. Die letzteren entkamen schwimmend, den Herzog aber retteten die Leute im Thurme mit einem Kahne. Als das Schiff wieder ausgebessert war, gelangte man nach Brandiz, einer griechischen Stadt. Von hier mußte der Weg zu Land fortgesetzt werden, weil die Donau für Schiffe zu seicht wurde. So gelangte man in den großen Bulgarenwald von Servien, wo aber Roß und Mann in tiefen Sümpfen versanken, die Pferde vor den Karren und Küchenwagen niedersanken und die Wägen zerbrachen. In dieser Noth ließ Heinrich die Wägen zurück und den Pferden aufladen, was sie nur immer tragen konnten. Wilder und ungeschlachteter als die wilden Thiere des Waldes benahmen sich die Servier, sie waren ohne Glauben und Gewissen, und nichts Gutes stand von ihnen zu erwarten. Umsonst gebot ein Abgesandter des griechischen Kaisers Manuel im Namen seines Herrn, den Herzog



III. Bdchn. Zu S. 132.

wohl zu empfangen. Doch schlug der Herzog unweit des Ortes sein Lager auf, und ließ ihnen sagen, daß er friedlich komme und um Geleit bitte. Aber alles vergebens. Da ermahnte Heinrich die Seinigen mit kräftigen Worten, zu den Waffen zu greifen. Er sagte:

„Der Gott unserer Väter wird mit uns seyn, da wir auf sein Geheiß Weib und Kind, Habe und Gut verließen; hier gilt's einen wackern Kampf; des Herrn Wille geschehe, denn ob wir leben, oder sterben, sind wir des Herrn!"

So mit geschwungenen Waffen und wehenden Panieren zogen sie kühn vor dem Platz vorüber und schlugen nicht weit davon ein festes Lager auf. Die Servier aber sannen auf Ueberfall, und in dieser Nacht unzählbar versammelt, stimmten sie, in vier Haufen getheilt, das Schlachtgeheul an und hofften so die Deutschen in Furcht und Flucht zu jagen, und dann sich leichten Spieles des Lagers zu bemächtigen. Doch so leicht sollte es ihnen nicht werden. Heinrich nahm seine Waffen, alle Streiter eilten zu ihren Pannern und ein Kriegsrath wurde gehalten. Da flog mit einem Male ein vergifteter Pfeil unter die Versammlung der Führer und die Nachricht kam, das Lager des Bischofs von Worms sey genommen. Sogleich wurden zwanzig schwer Gepanzerte auf diesen Punkt geschickt, die tapfer eindrangen und den feindlichen Führer erlegten. Da entsank den Räubern der Muth, und sie entflohen.

Am folgenden Tage brach der Zug der Deut-

schen wieder auf und kam, obwohl von allen Seiten von Feinden umschwärmt, nach Nicäa. Hier wurden sie mit allen Ehren aufgenommen, wie es der griechische Kaiser angeordnet hatte, und mit Allem reichlich versehen. Von da nahmen sie den Weg nach Philippopel und Adrianopel, und langten in der Mitte Aprils kurz vor Ostern an dem ersten Ruhepunkte der Reise, in Konstantinopel an. Kostbare Geschenke, so gut sie damals Deutschland zu bieten vermochte, schön gesattelte und reich verzierte Pferde, Panzer, Schwerter, Scharlachtücher und feine Leinwand 2c. wurden dem Kaiser von dem Herzoge vorausgesendet, um eine günstige Aufnahme zu bewirken. Dann feierte der Herzog die heiligen Ostertage und begab sich nach der Auferstehungsfeier an des Kaisers Hof.

Glorreich saß Emanuel auf seinem Throne im Kaiser-Ornate, und um ihn standen die Fürsten und Großen des Hofes in voller Pracht. Dann begab man sich in feierlichem Zuge in den unweit des Palastes gelegenen Thiergarten, der mit unzähligen Zelten von nie gesehener Pracht übersäet war; der Weg dahin war ganz mit Purpur belegt, darüber goldgestickte Decken, verziert mit goldenen Lampen und Kronleuchtern. Auf solchem Wege zog man einher, voraus die Geistlichkeit, dann mit dem Kaiser der Herzog, darauf des Herzogs Gefolge. Der Weg führte zu des Kaisers von Gold und Perlen strahlendem Zelte. So hat der Grieche den Abendländern seine Pracht zur Schau gestellt und im

Gaste sich selbst geehrt und geschmeichelt. Dann zog man zurück und zur Kirche, wo der Kaiser auf einem Throne, und auf einem andern der Herzog saß.

Nach gehaltenem Hochamte kamen die Freuden der Tafel. Genüsse, wie der verfeinerte Grieche sie bieten konnte, mochte der Herzog noch nicht gekannt haben. Als die Gemüther fröhlicher, die Geister lebhafter geworden waren, brachten die deutschen Bischöfe das Gespräch mit den gelehrten griechischen Geistlichen auf die Streitfrage: ob der heilige Geist vom Vater allein, wie die Griechen lehren, oder auch vom Sohne, nach der Lateiner Lehre, ausgehe. Da erwies mit tiefer Gelehrsamkeit Heinrich, der Abt von Braunschweig, aus Stellen der heiligen Schrift, ja aus den griechischen Kirchenvätern selbst, die Lehre der Lateiner, daß die Griechen vor solcher Weisheit schweigen und ihm nachgeben mußten. Des Abtes Gelehrsamkeit erregte allgemeine Bewunderung.

Der Kaiser schenkte dem Herzoge und seinen Leuten sammtene Kleider, Zobel und anderes kostbares Pelzwerk. Der Herzog erhielt noch besonders ein festes und mit allem Bedarfe reich versehenes Schiff, und man segelte (die Pferde blieben zurück) durch den Propontis und den Hellespont dem ägäischen Meere zu. Auch hier drohten Klippen und Stürme den Untergang, aber das Schiff trug einen Heinrich und sein Glück. Bei Akkon wurde endlich gelandet und auf Pferden und Eseln der heiligen Stadt zugeeilt. Die Templer und Ritter vom Spi-

tal kamen dem Herzoge mit großer Begleitung und Ehrerbietigkeit entgegen.

Auf der Seite, von welcher der Herzog kam, sieht man Jerusalem zwei Stunden Weges zuerst. Dieser Anblick, der schon Hunderttausende vor Heinrich in fromme Begeisterung versetzt hatte, wie mußte er auf Heinrich und die Seinigen wirken! Bei seinem Einzuge in die heilige Stadt erschollen geistliche Hymnen und Lieder zur Ehre Gottes, mit denen ihn die Geistlichkeit begrüßte.

Heinrich war jetzt am Ziele seiner Reise. Tausenden vor und nach ihm sollte es nicht so gut werden, und auch er hatte der Gefahren so viele zu bestehen gehabt. Wer mag ihm nachempfinden, was er an jeder heiligen Stelle empfand, wer nachbeten, was er am Grabe des Erlösers, im Thale Josaphat, auf dem Oelberge, auf Sion, auf dem Golgatha, in Nazareth und Bethlehem gebetet und erfleht hat? Gewiß hat er der Seinigen im fernen Vaterlande, wohl seines Vaterlandes selbst betend gedacht. Vor der himmlischen Hoheit schwindet bald die irdische Klugheit, und wenn irgend wo, so mußte es ihm hier klar und deutlich werden, daß am Leben das Leben selbst das Letzte und das Beste nicht sey, und daß, wo sich seine Pforten dunkel schließen, sich leuchtender die ewigen eröffnen.

Doch was das Wort nicht auszusprechen vermag, kann auch dem Griffel der Geschichte nicht angehören. Die reichen Schenkungen, die er den heiligen Orten machte, waren wohl nur ein schwacher Abglanz dessen,

was er empfand. Große Summen schenkte er dem heiligen Grabe und der Kirche, welche fromme Andacht über demselben gewölbt hat. Die Kapelle, die das heilige Kreuz bewahrt, schmückte er mit unvergleichlicher Arbeit von musivischer Kunst, und ihre Thore bekleidete er mit dem reinsten Silber, das sein Harz ihm lieferte. Zur Stiftung von drei ewigen Ampeln, die am heiligen Grabe brennen sollten, setzte er jährliche Einkünfte vom Ertrage eines Hauses aus, das er zu diesem Zwecke neben der Kirche gekauft hatte. Auch den beiden Ritterorden gab er Geschenke, Waffen und tausend Mark Silbers. Wie bei seiner Ankunft König Almarich ihn mit hoher Gastfreundschaft aufgenommen hatte, so widerfuhr ihm nach der Rückkehr vom Besuche der heiligen Orte dasselbe vom Patriarchen in Jerusalem. Zwei Tage blieb er bei ihm. Hier wurde wohl von der Kirchenspaltung des Abendlandes, von Papst Alexander's rechtmäßiger Wahl, die auch Palästina anerkannte, und von der Beilegung des Schismas manches Wort gesprochen und des Herzogs Ansicht und Meinung darüber befestigt.

Endlich trat Heinrich der Löwe den Rückweg an. Zu Akkon trennte er sich von den Seinigen, selbst vom Bischofe Konrad von Lübeck und Abte Berthold von Lüneburg, welche beide krank geworden waren und ihn wohl in seiner Reise aufgehalten hätten. Er eilte in Begleitung der Tempelherren, um das damals noch herrliche Antiochien zu sehen. Bischof Konrad grämte sich über diese

Trennung sehr und eilte in einem Kahne dem Herzoge nach, aber schon bei Tyrus zwang ihn seine Krankheit zu landen, und diese nahm so überhand, daß er, ohne den Herzog und sein Vaterland wieder zu sehen, dort schnell verstarb. Abt Berthold starb zu Akkon. Nur der Abt Heinrich von Braunschweig setzte mit dem Herzoge die Reise nach Antiochien fort. Von da aus, wo ihn Fürst Boemund mit großer Freundschaft aufgenommen hatte, unterhandelte er mit Milo, einem christlichen Fürsten von Armenien, um Geleite durch sein Land, wozu sich jener auch sehr bereitwillig erklärte. Aber Heinrich der Löwe wurde vor dieses Mannes Treulosigkeit und Heimtücke gewarnt, und zog vor, mit den Seinigen, die hier wieder zu ihm gestoßen waren, zu Schiffe von dem benachbarten Hafen St. Simon aus gleich vor Milo's Residenz vorüber zu fahren. So geschah es auch, und nach einer kurzen Ueberfahrt landete er glücklich bei Tarsus, der Hauptstadt von Cilicien.

Wie wohl Heinrich daran gethan hatte, lehrte die Folge, denn Milo zerstörte hierauf diese Stadt aus Wuth, daß Heinrich seinen Nachstellungen entgangen war. Aber noch war er nicht ganz sicher und hatte noch einen Theil von Milo's Land zu durchreisen. Da sollte der Muselmann den Christen beschämen, denn Kilidsch Arslan II., der türkische Sultan von Iconium, der von Heinrich's Reise hörte, sandte unaufgefordert 500 Mann, die ihn durch Milo's übrige Länder begleiten sollten.

Drei Tage lang ging der Zug durch die romanische Wüste, ohne Wasser und gebahnten Weg in einer schrecklichen Einöde. So gelangte man endlich nach Heraclea, wo der Halys, einst für Krösus so verhängnißvoll, die Wüste endete. Dort empfingen ihn die Türken mit der Ehrfurcht, welche die Rohheit gewöhnlich der persönlichen Größe zollt, und führten ihn zu ihrem Herrscher nach Ararat. Hier kam ihm der Sultan mit ungeheuchelten Freudebezeigungen entgegen, umarmte den Herzog und nannte sich seinen Verwandten. Auf Heinrich's Bitte, ihm diese Verwandtschaft zu erklären, berief er sich auf eine vornehme deutsche Frau, die den König der Russen geheirathet habe, und deren Tochter dann in sein Land gekommen sey, und von dieser stamme er ab. Näher als durch diesen Stammbaum war der Türke dem Herzog gewiß durch Adel der Gesinnung verwandt, denn er dankte Gott, daß Heinrich Milo's treulosen Nachstellungen entgangen, schalt jenen einen abtrünnigen Verräther, der den Herzog gewiß aller seiner Schätze, wo nicht der Freiheit und des Lebens selbst beraubt haben würde. Um seine Freude noch mehr an den Tag zu legen, machte er dem Herzoge kostbare Geschenke an seidenen Stoffen, die der Herzog indeß als für sich zu kostbar, zu Meßgewändern für seine Geistlichen aufhob. Ferner wurden 1800 Pferde vorgeführt, von denen der Herzog jeden seiner Leute sich das ihm angenehmste erwählen ließ. Für den Herzog selbst wurden dreißig der prächtigsten Rosse mit silbernen Zäumen

und den schönsten mit Elfenbein ausgelegten Sätteln bestimmt, so auch solche Zelte von Filz und sechs Kameele mit ihren Treibern zu ihrer Fortschaffung, außerdem noch zwei Leoparden mit den Pferden, auf denen sie saßen, und ihren Wärtern.

Das Beste, was er besaß, gab der Sultan auf diese Weise dem neuen Vetter, der dadurch den Muth bekam, ihm den Aberglauben seiner Religion vorzuhalten und ihm von der Menschwerdung Christi und dem alleinig wahren Glauben zu reden. Edel war Heinrich's Absicht dabei, aber nicht unedel ist auch des Türken Antwort, in welcher er, ohne den Herzog zu beleidigen, doch klug und besonnen auswich, indem er sagte:

„Es ist nicht schwer zu glauben, daß Gott, der den ersten Menschen aus Thon erschaffen hat, auch durch eine unbefleckte Jungfrau Mensch werden konnte."

So schonte er den Gast und wahrte seines Glaubens. Glücklicher war der Herzog in einer andern Unterhandlung, denn er erhielt von ihm die Entlassung aller gefangenen Christen, die seit der Regierung dieses Sultans bei ihm in Fesseln schmachteten.

Von Kilidsch Arslan entlassen, wurde er nach Inscia und Iconium, der herrlichen Hauptstadt der Türken in Kleinasien, geleitet. Dann gelangte er in die große Wüste, wo früher König Konrad III. von seinen treulosen Führern verlassen und von unzähligen Feinden umschwärmt mit dem Verlurste

seines Heeres nach Nicäa wieder umwenden mußte. Glücklicherweise kam der Herzog hindurch und gelangte zu einem ungeheuern Walde, den er mit Mühe in drei Tagen zurücklegte. Damit war aber auch die erste griechische Grenzstadt erreicht, von welcher er sich nach Antiko wandte.

Von hier ging Heinrich nach Europa über, kam nach Willekume (Gallipoli) und dann nach Constantinopel. Den Kaiser aber traf er zu Magnopolis, der ihn mit großer Freude über seine glückliche Rückkehr und wieder seinem Stande gemäß aufnahm, einige Tage bewirthete und dann mit vierzehn mit Gold und Silber und seidenen Gewändern beladenen Mauleseln beschenkte. Der Herzog aber schlug diese Geschenke standhaft aus und erwiederte höflich, er sey schon durch die Gunst des Kaisers reich und hoch beglückt. Aber viele und kostbare Reliquien nahm er an und bat sogar selbst darum. Der Kaiser schenkte sie ihm mit Freuden und fügte noch eine Menge unschätzbarer Steine hinzu.

Nach genommenem Abschiede reiste Heinrich über Nissa und durch den Bulgarenwald, dießmal ohne Hindernisse, zu dem neugewählten Könige Bela III., der ihn sehr ehrenvoll empfing und durch sein Land geleitete.

So gelangte Heinrich endlich nach Bayern, suchte zuerst den Kaiser auf, der eben auf einen Fürstentag nach Augsburg gekommen war, und kehrte gerade nach Jahresfrist in den ersten Tagen des

Jahres 1173 nach Braunschweig zurück, glücklicher als Viele, die nach ähnlichen Zügen die ersehnte Heimath nicht wieder sahen.

Heinrich hatte auf diese Weise dem Drange seines Herzens genug gethan und trat würdig in die Reihen derer, die Palästina gesehen zu haben sich rühmen durften.

Zwölftes Kapitel.

Die Freundschaft zwischen Kaiser Friedrich und Heinrich dem Löwen beginnt zu erkalten.

In Braunschweig eingetroffen, erwartete ihn Angenehmes und Unangenehmes, Gutes und Schlimmes, wie Beides in einem vollen Jahre seiner Abwesenheit wohl reifen konnte. Seine Gemahlin Mathilde hatte ihm inzwischen, wenn auch keinen Sohn, den er wünschte, doch glücklich eine Tochter geboren, die der ehrwürdigen Großmutter Richenza Namen erhielt. Es empfing ihn der freudige Willkommen seiner Unterthanen und der meisten zurückgelassenen Freunde. Nur einige mögen sich seiner Wiederkehr zu freuen wenig Ursache gehabt haben. Friedrich war während Heinrich's Abwesenheit theils wegen eines Feldzuges in Polen, theils um Reichstage daselbst zu versammeln und angeblich, um die Ruhe daselbst zu erhalten, in Sachsen gewesen, hatte aber insgeheim, wie erzählt wird, durch Versprechungen oder Drohungen mehrere der zurückge-

bliebenen sächsischen Großen, denen der Herzog seine Schlösser und Städte anvertraut hatte, zu dem eidlichen Versprechen zu bringen gewußt, auf den Fall, daß der Herzog etwa nicht wieder zurückkehren sollte, ihm die anvertrauten Orte mit Land und Leuten zu übergeben.

War dieß gegründet, so mußte gewiß eine so unzeitige Bemühung und Berechnung seines Todes den Herzog empören. Wie dem auch sey, so hatte sich wirklich in den letzten Jahren in Friedrich's Charakter und Handlungsweise ein Zug gezeigt, der bei jedem, der etwas zu verlieren hatte, gerechtes Bedenken erregen mußte. Er suchte jede nur mögliche Gelegenheit zu benützen, die sich ihm zur Vergrößerung seiner Hausmacht darbot, und wie Heinrich schon bei Welf's Erbschafts-Sache erfahren hatte, so erfuhren es auch bald die Söhne Albrecht des Bären, denen er Besitzthum streitig machte, das er doch dem Vater selbst einst zugesprochen hatte. Was hätte daher auch Heinrich in seinem Lande gegolten, wenn man im Falle, daß er keine Söhne erhielt, den Kaiser als seinen Erben zu betrachten angefangen hätte? Leicht wäre man in diesem Falle versucht gewesen, über dem zukünftigen den gegenwärtigen Herrn zu vergessen. Unterdrückte auch der Herzog seinen Aerger, so vergaß er doch nicht die Ursachen desselben.

Diese Vorfälle, die ihm allmählig den Kaiser immer mehr entfremdeten, verwiesen ihn zu desto größerer Sorgfalt für seine eigenen Länder. Die

Periode der Eroberungen war vorüber, die Eroberungslust war mit den Jahren gewichen, und die Wallfahrt zum heiligen Lande, die den eigentlichen Abschnitt zwischen Erwerbung und Behauptung des bereits Erworbenen machte, zeigte, daß nun höhere Angelegenheiten ihm wichtiger zu werden begannen. Jetzt galt es, das Erworbene durch innere Ausbildung und Einrichtung zum doppelt sichern Eigenthum zu machen. Seine nächste Sorge wendete er auf die Stadt Braunschweig, welche er sehr verschönerte. Vor allem aber lieb war ihm und ganz seine eigene Schöpfung zu nennen der hohe Dom von St. Blasius zunächst der Burg von Braunschweig. Dieser Kirche schenkte er das Beste, was er von seiner Wallfahrt mitgebracht hatte, seine Reliquien-Schätze. In Gold und Silber wurden sie eingefaßt und mit edlen Steinen verziert. Kostbare Behältnisse schlossen sie ein und die reichsten Stoffe umhüllten sie. Dort wurde etwas vom Blute des Heilandes, ein Zahn Johann des Täufers, ein Daum des heiligen Markus, ein Arm des heiligen Innocentius, Reliquien anderer Apostel und Evangelisten, Stücke des heiligen Kreuzes ꝛc. niedergelegt und verehrt. Auch andern Kirchen schenkte er ähnliche Kostbarkeiten. Aus den mitgebrachten reichen Stoffen ließ er zum Altardienst Priestergewänder und andern Kirchenschmuck bereiten. Sein frommer Sinn tritt hier deutlicher als jemals hervor.

Herzog H e i n r i ch hatte Bayern in großer Verwirrung verlassen, welche zu heben aber nicht in

seiner Macht gestanden hatte. Während seiner Abwesenheit war wenig geschehen, was zur Wiederherstellung der Ordnung hätte beitragen können: der Kaiser hatte zwar am 19. Februar 1172 einen Hoftag zu Salzburg gehalten, wo der Erzbischof Albrecht erschien, aber vom Kaiser sehr ungnädig entlassen worden war. Dafür kehrte er sich aber auch nicht an den Befehl, die erzbischöfliche Gewalt nicht auszuüben, sondern weihte Geistliche und Kirchen wie im ungestörten Besitze seiner Macht. Doch hatte er das Eine erlangt, daß die öffentliche Verkündigung seiner Absetzung noch aufgeschoben wurde. Längst hätte der Erzbischof, der in Bayern die Partei des Papstes Alexander vertrat und ihr zum Mittelpunkte diente, unterliegen müssen, wenn er nicht an seinem Vater, dem Könige von Böhmen, und am Herzoge von Oesterreich, seinem Oheim, einen Rückhalt gehabt hätte. Dieß hinderte wohl auch den Kaiser, nach aller Strenge gegen ihn zu verfahren, wozu er denn doch sonst immer geneigt war.

Kaiser Friedrich konnte es sich nicht verbergen, daß er gegen den Papst Alexander ein sehr gewagtes Spiel spiele. Halb Deutschland und Italien, ganz Frankreich und die meisten andern Länder erkannten Alexander an, und in Italien knüpfte man sogar die ganze politische Opposition an denselben an. Da war der Sitz des Uebels, und sollte dieses gründlich gehoben werden, so mußte es dort und von dort geschehen. Zu diesem Behufe hatte

Friedrich schon im Anfange des vorigen Jahres auf einem Reichstage zu Worms mit den versammelten Fürsten den Zug nach Italien auf das Jahr 1179 festgesetzt und schon den Erzbischof von Mainz dahin abgehen lassen; allein was von dem Städtebund der Lombarden zu erwarten sey, hatte diesem die vergebliche Belagerung von Ankona gezeigt. Darum besprach sich der Kaiser aufs Neue zu Worms und Frankfurt mit den deutschen Fürsten, an welchem letztern Orte auch Herzog Heinrich der Löwe gegenwärtig war.

Jetzt wurde ein großer Reichstag nach Regensburg ausgeschrieben. Fast alle Fürsten Deutschlands versammelten sich da und waren in größter Spannung, weil hier endlich des Erzbischofs Albrecht von Salzburg Schicksal entschieden werden sollte. Auch der Herzog Heinrich von Oesterreich, bisher noch Albrecht's wärmster Beschützer und Vertheidiger, war eingetroffen und mit ihm der flüchtige Erzbischof Albrecht selbst, dann alle Bischöfe seines Sprengels.

Erzbischof Albrecht von Salzburg wurde hier seiner Würde entsetzt und diese dem Propste Heinrich von Berchtesgaden verliehen. Doch behielt Albrecht noch immer Anhang, und selbst von denen, die ihn jetzt verurtheilt hatten, mögen Manche, vielleicht Herzog Heinrich selbst, insgeheim ihm noch günstig gewesen seyn.

Kaiser Friedrich war gleich nach dem Reichstage mit einem Heere von 9000 Mann nach Italien auf-

gebrochen. Von Bayern waren dießmal nur wenige, von Sachsen gar keine Fürsten und Völker dabei. Heinrich der Löwe zog dießmal nicht mit, sey es, daß er der vielen Züge nach Italien müde war und seine eigenen Angelegenheiten ihm nicht Zeit dazu ließen, oder daß die Unzufriedenheit über des Kaisers Benehmen in Sache der Kirche ihn zurückhielt. Er versammelte nach des Kaisers Abreise seine bayerischen Landstände zu Ering am Inn, wo unter andern auch mehrere Klosterangelegenheiten vorgebracht und entschieden wurden.

Am Anfange des Jahres 1175 befand sich der Herzog wieder in Braunschweig im Schooße seiner Familie. Die Aufsicht und Aufrechthaltung des Landfriedens, Reisen im Lande, um Gericht zu halten, und andere friedliche Regierungsgeschäfte scheinen Heinrich in dieser Zeit beschäftigt zu haben. Tiefer Friede schien in seinen Ländern zu herrschen.

Desto stürmischer und blutiger ging es um diese Zeit in Italien zu. Wie eine finstere Wolke war der Kaiser im vorigen Jahre über den Berg Cenis ins Land Italien hinabgestiegen. Susa, das ihm im vorigen Jahre nach dem Leben gestrebt hatte, ging in Flammen auf. Diese Maßregel zeigte den Mailändern und den verbundenen Lombardischen Städten, was sie von dem Kaiser zu erwarten hätten. Asti und andere Städte ergaben sich ohne Widerstand. Bologna wurde von dem kaiserlichen Erzkanzler, dem Erzbischof Christian von Mainz, der

mit dem geistlichen Hirtenstab zugleich das Schwert führte, angegriffen, während Friedrich selbst schon am Ende des Monates Oktober das ihm schon durch seinen Namen verhaßte Alexandria einschloß. Aber an seinen Wällen und Gräben brach sich der deutsche Ungestüm; Männer, auf das Schlimmste gefaßt, waren die Vertheidiger der Stadt. Selbst die Natur kam ihr zu Hilfe. Der ohnehin sumpfige Boden wurde durch anhaltenden Regen überschwemmt, die Ströme traten aus und des Kaisers Lager wurde bodenlos. Trotz dem wurde die Belagerung bis tief in den Winter hinein, aber ohne Erfolg fortgesetzt. Mit Ballister und Katapulten, mit beweglichen Thürmen und Gerüsten aller Art wurde eben so wenig als durch Minen ausgerichtet und gegen Ostern 1175 rückte nun auch das Lombardische Heer zum Entsatz heran.

Hier galt schneller Entschluß. Die Belagerung wurde aufgegeben, die noch übrigen Maschinen zerstört und dem Feinde nach Tortona zu kühn entgegengerückt. Bis auf die Entfernung eines Pfeilschusses rückten die Deutschen gegen die Feinde vor, hielten plötzlich an und schlugen, als wäre kein Feind zu sehen, ein Lager nahe bei den feindlichen Zelten auf. Gerade das Unerwartete dieses Schrittes und die kühne Zuversicht, von welcher er zeugte, entmuthigte den Feind. Er begann zu unterhandeln, und als der Kaiser friedliche Gesinnung zeigte, kamen sie mit den Schwertern auf den Nacken und baten um Frieden. Den Bewohnern Alexandria's

wurde bis zum Mai Waffenruhe zugesagt. Zu Pavia wurde der Friede abgeschlossen, und hier von dem Kaiser der größte Theil seines Heeres entlassen.

Bald aber sah er, wie er sich dadurch geschadet; denn die Lombarden hatten mit ihm als Feldherrn eines großen Heeres unterhandelt; jetzt, wo er nicht viel mehr als Privatmann, wenigstens ihnen nicht mehr furchtbar war, änderten sie ihre Sprache. Die alte Kampflust erwachte wieder sehr schnell, und ein Vorwand, — ohnehin immer das Letzte, was man zu einem Kriege braucht, — war bald gefunden. Sie könnten, sagten sie, dem Kaiser den Frieden nicht halten, wenn nicht auch Alexandria unbedingt darin aufgenommen würde. Da der Kaiser dieß nicht zugeben wollte, war der Friede soviel als gebrochen. Er sendete also eiligst Boten nach Deutschland, um die Fürsten zu neuem Zuzug aufzufordern. Da indessen die Hilfe schwerlich vor dem nächsten Jahre eintreffen konnte, so mußte Friedrich alle Klugheit anwenden, sich bis dahin zu behaupten und Zeit für die neuen Rüstungen der treuen Städte zu gewinnen. In diesen Städten hielt er sich auf, vermied alle Gelegenheit zum Ausbruche des Krieges und stellte sich sogar zu Friedensunterhandlungen mit seinem ärgsten Gegner, dem Papste Alexander bereit. Wirklich schickte dieser mehrere Bischöfe an ihn, mußte aber bald die Erfahrung machen, daß es dem Kaiser kein rechter Ernst gewesen sey.

Die Boten Friedrich's hatten die deutschen Fürsten zu schleuniger Rüstung und zum Zuzuge

nach Italien eingeladen. Mit Heinrich dem Löwen und den Sächsischen Fürsten waren wohl noch besonders Unterhandlungen gepflogen und Boten hin und her gesendet worden. Um diesen mächtigen Fürsten um so gewisser zur Hilfeleistung zu bewegen, hatte sich der Kaiser wohl gleich am Anfange des Jahres 1176 mit großer Gefahr aus Pavia nach Deutschland und, wie es heißt, nach Partenkirchen im südlichen Bayern am Eingange der Tyroler Alpen begeben, um in des Herzogs Land mit diesem die angesetzte Zusammenkunft zu halten. Heinrich mußte wissen, was der Kaiser von ihm begehren werde, er ging ungern, gleichsam ahnend, was diese Zusammenkunft ihn einst kosten würde, aber er ging, weil ihm Friedrich so weit entgegen gekommen war, vielleicht auch in der geheimen Hoffnung, seine Hilfe wenigstens theuer genug zu verkaufen.

Es war gewiß eine merkwürdige und verhängnißvolle Stunde, wo die beiden ersten und größten Männer Deutschlands sich wieder sehen sollten. Sonst einander so nahe, so befreundet, konnten sie sich jetzt wohl schwerlich mehr als eine kühle erkünstelte Freundschaft zeigen. Die schönen Tage von Rom und Regensburg, wo sie einst einander die größten Dienste geleistet, waren längst vorüber. Den Herzog konnte der Anblick des Mannes nicht mehr freuen, der ihm einst so viel Gutes erwiesen und ihn doch wieder — wie bei Welf's Erbschaft und den Vorgängen in Sachsen — so zweideutig behandelt hatte,

des Mannes, der im mehrfachen Banne der Kirche seinem hartnäckigen Systeme Deutschland und Italien fast aufopferte, in seinen Zügen nach Italien schon so viele Opfer hingeschlachtet hatte und immer neue Opfer verlangte, die auch im glücklichsten Falle nur ihm und nicht dem Reiche Nutzen bringen konnten. Eben so wenig zutrauungsvoll konnte der Kaiser die alten wohlbekannten Züge seines Vetters und Freundes schauen, da er, der Herr der Welt, vor dem, den er selbst gereizt, jetzt als Bittender zu erscheinen gezwungen war. In seltsamerer Lage befanden sich wohl selten zwei so ausgezeichnete Männer. Die Zusammenkunft wurde gehalten und ging vorüber, aber sie hat Deutschland eine neue Gestalt gegeben.

Der Kaiser klagte zuvörderst den dort versammelten Fürsten seine und des Reiches Noth und wie er in Italien ohne neue nachdrücklichere Hilfe durchaus nichts ausrichten könne. Dann wandte sich Friedrich an den Herzog besonders mit gleicher, nur noch inständigerer Bitte und suchte ihn auf alle mögliche Weise zum Mitzuge zu bereden. Nur Er, der zu aller Zeit ein Schrecken der Lombarden gewesen sey, den sie fast allein noch fürchteten, könnte durch seine Gegenwart dem Kaiser Uebergewicht und Unterwerfung verschaffen.

Dagegen schützte der Herzog klug ausbeugend vor: wie ihn so viele Mühseligkeiten, Reisen und Kriege in Italien und Deutschland vor der Zeit zum Greise gealtert und zu einem neuen Heereszuge untauglich gemacht hätten, wie er aber in aller

schuldiger Ehrfurcht Kaiserlicher Hoheit mit Gold und Silber und aller übrigen Nothdurft zur Zusammenbringung eines Heeres beizuspringen erbötig sey, nur — der Kaiser halte es in Gnaden — unmöglich persönlichen Antheil nehmen könne.

Doch Friedrich ließ nicht nach mit Bitten und so erklärte Heinrich: wolle der Kaiser ein Opfer gegen das andere bringen, und ihm die Harzstadt Goslar zu eigen übergeben, so wolle er mitziehen. Der Kaiser stutzte theils wegen des Geforderten, denn es galt seinen einzigen Platz auf dem Harze, mit welchem Heinrich dann Herr des ganzen Gebirges und der sämmtlichen Bergwerke geworden wäre, theils, daß eben jetzt — fürwahr wenig edel — Heinrich seinem bedrängten Kaiser einen Preis des Dienstes vorschreiben wolle. Darum hielt Friedrich die Bedingung für unstatthaft und seiner Ehre nachtheilig.

Noch glaubte er ihn aber durch Zureden bewegen zu können. „Seht, Vetter,“ sagte er zu ihm, „Gott hat Euch unter den Fürsten hoch erhöhet, hat Euch mit Ehren und Reichthümern hoch beglückt, und die Stärke und Macht des Reiches zunächst in Euere Hand gelegt; darum ist es billig, daß Ihr Euch als die ausgezeichnete Stütze Aller erweiset; daß das gemeine Wesen, das schon zu sinken drohet, in Euch eine Stütze finde, dem es so lange schon sein Bestehen verdankt. Gedenkt, wie Wir Euch niemals eine Bitte versagt, sondern stets auf Euere Vergrößerung gedacht haben. Euere Feinde waren



III Bdchn

Zu S. 153.

auch stets die Unsrigen, keinen ließen Wir gegen Euch aufkommen. Nicht gemahnen wollen Wir Euch an den Eid der Treue, den Ihr dem Reiche geschworen habt, wohl aber an des Blutes Bande, die uns so eng verbinden, auf daß Ihr in dieser Noth Uns, dem Kaiser, Vetter und Freund, in aller Treue beisteht und dafür in allem Uebrigen, was Ihr begehrt, Unserer Willfährigkeit gewiß seyd." Allein Heinrich blieb bei seiner Weigerung.

Da sprang Friedrich im Gefühle der höchsten Noth von seinem Throne auf und warf sich — der Kaiser — zu des Herzogs Füßen. Erschrocken und heftig erschüttert, den Herrn der Erde so vor sich zu sehen, eilte Heinrich hinzu und hob ihn auf. Aber seinen harten Sinn beugte auch dieses nicht. Er beharrte bei seiner Weigerung.

Da schied man — wie zerfallene Freunde immer die heftigsten Feinde werden — mit tiefer Kälte und Erbitterung von einander, vornehmlich Friedrich schwer gekränkt, daß er in Gegenwart der Kaiserin und anderer Fürsten mit einer unbesonnenen und übereilten Demüthigung vor einem Vasallen doch seinen Zweck nicht erreicht hatte. Dem Herzog mußte es klar werden, daß er ein sehr gefährliches Spiel gespielt und vielleicht schon — verloren habe, denn so weit hätte er es nicht kommen lassen sollen. Durch den Fußfall des Kaisers war etwas geschehen, was selbst durch die größte Willfährigkeit nicht wieder gut und vergessen gemacht werden konnte. Daß der Kaiser ihm diese Erniedrigung nicht verzeihen

werde, vielleicht gerade darum, weil er sich dieselbe selbst zum Theile bereitet hatte, konnte Heinrich ahnen. Den Augenblick, wo Friedrich Barbarossa, der Kaiser, vor dem Herzoge auf den Knieen flehte, war der schwindelndste Gipfel von Heinrich's Macht. Aber er mußte auch gefaßt seyn zu erfahren, daß eben vom höchsten Gipfel schnell alle Wege wieder abwärts führen.

Die hartnäckige Weigerung des Herzogs ist verschieden erklärt worden. Daß eine Bestechung der Lombarden stattgefunden hätte, auch der Geiz Heinrich's hier im Spiel gewesen wäre, widerlegt sich durch seine dem Kaiser gemachten Anerbietungen. Unstreitig wirkten hier verschiedene Ursachen zusammen. Die Entreißung der Welf'schen Erbschaft und was während Heinrich's Reise nach Jerusalem vorgefallen war, hatten dessen Benehmen veranlaßt. Die Ueberzeugung der Vergeblichkeit dieser Züge nach Italien, wo man mit den Köpfen der Hydra und im glücklichsten Falle doch nur für den Kaiser kämpfte, was auch andere Fürsten wohl einzusehen anfingen, die nur nicht mächtig genug waren, dem Kaiser geradezu zu widersprechen, konnte das Ihrige beigetragen haben. Mehr als Alles aber, obgleich versteckter, mochte seine Vorliebe für Papst Alexander und dessen kirchliche Partei, dunkel vielleicht auch die Hoffnung, durch ihn einst die Welfischen Stammgüter wieder zu erlangen, auf Heinrich's Benehmen Einfluß gehabt haben. In ihm sah Heinrich ein Gegen-

gewicht gegen die immer mehr anwachsende Macht der Hohenstaufen; darum schien es sein Vortheil zu verlangen, den Papst, den er auch im Herzen als den wahren betrachtete, nicht unterdrücken zu lassen. Auf Alexander's Seite war König Wilhelm von Sizilien, der durch seine Vermählung mit Johanna, König Heinrich's von England Tochter, des Herzogs Schwager wurde, waren die lombardischen Städte, die immerhin den Kaiser in Italien, wenn auch nicht besiegen, doch beschäftigen und ihn so für Deutschland weniger gefährlich machen mochten.

Dreizehntes Kapitel.

Friede zwischen Papst und Kaiser.

Heinrich's und Friedrich's Wege führten jetzt in jeder Hinsicht auseinander. Das Band der Freundschaft, das wenigstens noch äußerlich zwischen ihnen bestanden hatte, war zerrissen, und wie der Kaiser zunächst in Italien die traurigen Folgen davon fühlen mußte, so sollte auch für Heinrich die Stunde kommen, wo der Kaiser ihn seinen Zorn empfinden ließ.

Heinrich mochte eine Ahnung von Dem haben, was ihm bevorstehe, und er verband sich in Schwaben mit den Grafen von Zollern, Veringen und mit andern Großen, zunächst wohl bloß, um, selbst von Truppen entblößt, bei den bevorstehenden Durchzügen einiger deutschen Fürsten, die ihm schon

längst abgeneigt waren und im Vertrauen auf des Kaisers Zorn sein Land hart mitnehmen konnten, ihren Feindseligkeiten Maß und Ziel zu setzen. Dann ging er nach Bayern zurück, nach Ranshoven und Burghausen, und endlich nach der Steyermärkischen Stadt Ens, wo er eine Zusammenkunft mit Heinrich von Oesterreich hatte. Hier waren viele bayerische Große versammelt. Sonntags nach angehörter Messe sprach der Herzog Jedem ohne Unterschied des Standes Recht, der es begehrte. Hierauf kehrte Heinrich nach Sachsen zurück, ohne Bayern jemals wieder gesehen zu haben.

Nicht alle deutsche Fürsten hatten des Kaisers Gebot, schleunig nach Italien aufzubrechen, so von sich gewiesen, wie Heinrich der Löwe. Um und nach Ostern zogen die Erzbischöfe von Köln, Arnold von Trier und Wichmann von Magdeburg, die Bischöfe von Worms und Münster, der Graf von Flandern und viele Herren vom Niederrhein dem Kaiser, der sie zu Como erwartete, durch Schwaben und Bayern zu und verwüsteten die Länder des Herzogs, dessen Benehmen gegen den Kaiser ihnen nicht unbekannt geblieben war. Mit ihnen verstärkt, zog Friedrich nach Italien zurück gegen Cairat und Pavia hin, um sich mit den dort zurückgelassenen Truppen des Erzbischofs von Mainz und der ihm treuen Städte zu verbinden, da seine Feinde unterdessen auch ein Heer von 100,000 Mann zusammengebracht hatten.

Jene Vereinigung suchten die verbundenen Lom-

barden so viel als möglich zu verhindern und brachen daher mit allen ihren Streitkräften am Ende des Monates Mai schnell gegen ihn auf. Ob nun gleich das lombardische Heer, aus Mangel an schneller und kräftiger Führung, noch nicht ganz beisammen war, so zogen doch die Bürger von Piacenza, Verona, Brescia, Novara und Vercelli dem Kaiser entgegen und schlugen ihr Lager zwischen Legnano und dem Ticino auf.

Als Friedrich hievon durch Kundschafter Nachricht bekam, rieth man ihm, er möge keine Schlacht liefern, sondern vorher durch kriegskünstlerische Bewegungen die Vereinigung mit den Paviensern und Christian von Mainz herbeiführen. Andere hingegen nannten diese Vorsicht unnöthig, unmöglich oder unwürdig; ehe man aber einen Beschluß gefaßt hatte, geriethen 700 zum Kundschaften ausgesandte Lombarden zwischen Busta Arsizio und Borzano schon in ein Gefecht mit 300 vorauseilenden Deutschen. Schneller, als man irgend erwartete, kam das ganze kaiserliche Heer diesen zu Hilfe, warf alles vor sich nieder und drang auf der Seite, wo Friedrich befehligte, bis zu dem feindlichen Heerbanner. Viele Lombarden hielten die Schlacht für so völlig verloren, daß sie unaufhaltsam bis Mailand zurückflohen.

In diesem Augenblicke der höchsten Noth beruhte die ganze Hoffnung auf zwei mailändischen Heeresabtheilungen, welche bedeutsam die Schaaren des Hauptbanners und des Todes hießen und bis jetzt ein unbewegliches Hintertreffen gebildet hatten.

Laut flehten sie zu ihren Schutzheiligen Petrus und Ambrosius und drangen hierauf, angeführt von Albert Giusano, den man wegen seiner Größe und Stärke den Riesen nannte, mit so unwiderstehlicher Gewalt auf die Deutschen ein, daß des Kaisers Fahnenträger getödtet ward, und er selber im heldenmüthigen Kampfe mit dem Pferde zu Boden stürzte. Vergebens riefen die übrigen Heerführer alle Nachsetzenden von übereiltem Verfolgen zurück, vergebens suchten sie die Weichenden aufzuhalten und zu ordnen, denn gleichzeitig brach ein von den Brescianern gelegter Hinterhalt unerwartet hervor, und die Nachricht verbreitete sich, der Kaiser sey erschlagen. Niemand dachte jetzt mehr an Widerstand, jeder nur an die eigene Rettung. Aber viele wurden auf der Flucht niedergehauen, andere ertranken im Ticino, noch andere — unter ihnen Herzog Bertold von Zähringen — geriethen in Gefangenschaft. Das ganze Lager mit vielen Vorräthen und Geldern, des Königs Fahne und Schild fielen in die Hände der Sieger. Nur Friedrich's Leichnam suchte man vergeblich, obgleich Niemand an seinem Tode zweifelte und selbst die Kaiserin Trauer anlegte. Da erschien er zur höchsten Freude der Seinigen in Pavia. So war in sechs Stunden — so lange dauerte die Schlacht — die Arbeit von zweiundzwanzig Jahren vernichtet, und der Kaiser aus allen seinen Planen, aus allen seinen Hoffnungen gewaltsam herausgerissen worden. Jetzt galt es nicht mehr die Unterwerfung der Lombarden, son-

dern die eigene Sicherheit des Kaisers und seiner Partei und wo möglich schnellen Frieden.

Nichts ist dem Menschen eigenthümlicher, als die eigene Schuld Andern aufzubürden. Nicht seiner eigenen Hartnäckigkeit, seiner Verblendung durch Rachsucht, nicht seinen eigenen Fehlern in der Schlacht oder wenigstens dem Zufalle überhaupt schrieb Friedrich seinen Verlust zu, sondern dem Herzoge Heinrich dem Löwen, der ihn in solcher Noth treulos verlassen habe.

Dieß war das Signal für die versammelten deutschen Fürsten, schon vorher aus Haß und Neid Heinrich's Feinde, wie mit einem Munde in die heftigsten Klagen über den Herzog, der, wie wir wissen, abwesend war, auszubrechen. „Er habe sich durch seine Behandlung des Kaisers des Verbrechens beleidigter Majestät schuldig gemacht und verdiene Züchtigung," sprachen sie, als der Kaiser sie zur Verhandlung berufen hatte. Immer Mehrere — die Menge der Kläger machte auch dem Kläglichsten Muth — erhoben sich gegen ihn, jeder hatte sich über von ihm erlittenes Unrecht zu beklagen, jeder von dem Kaiser Rache — sie nannten es Gerechtigkeit — zu fordern. Am lautesten schrieen die dort anwesenden geistlichen Fürsten Deutschlands; es gebe nicht Eine Kirche, sagten sie, die er nicht unterdrückt und geplündert habe. So spann sich in Italien eine fürchterliche Verschwörung gegen ihn an.

Friedrich, der diese Klagen mit inniger Freude

hörte, suchte nun mit Arglist des Löwen völlige Vernichtung darauf zu bauen. Er sah freilich ein, daß einen so mächtigen Herzog zu stürzen keine leichte Mühe sey und daß List und Verschlagenheit der Gewalt die Hände bieten müßten.

Friedrich konnte sich nicht verhehlen, daß diese Schlacht, welche die von Legnano hieß und am 29. Mai 1176 gefochten wurde, seine Lage sehr verändere. Denn ob er gleich alle ihm gebliebenen Freunde geschickt um sich versammelte, während die Lombarden ihren Sieg wenig verfolgten und zu Dank- und Freudenfesten nach Hause eilten, so konnten doch nach einer solchen Niederlage und Heinrich's des Löwen Abfall die alten Plane nicht mehr im ganzen Umfange verfolgt werden; vielmehr kam es darauf an, welcher Ausweg jetzt der würdevollste und am wenigsten nachtheilige sey. Diese Ueberlegung führte zu dem Beschlusse: die Unterhandlung nicht mit den aufrührerischen Lombarden, sondern zunächst mit dem Haupte der Christenheit wieder anzuknüpfen. Der Kanzler Christian, der Erzbischof Wichmann von Magdeburg und der Bischof Konrad von Worms eilten mit Aufträgen Friedrich's nach Anagni zum Papste, und beide Theile wünschten jetzt so aufrichtig den Frieden, daß man sich bereits nach vierzehntägiger ernster Berathung am 12. November über alle Hauptpunkte geeinigt hatte, welche das Reich und die Kirche betrafen, während die Angelegenheiten der Lombarden in Gegenwart ihrer Bevollmächtigten verhandelt und der

endliche Friede nicht ohne Beistimmung aller Theile abgeschlossen werden sollte.

Obgleich dem einwilligenden Kaiser hiemit die Hoffnung genommen schien, seine Gegner durchaus zu trennen, so erschracken doch mehrere Städte über diese Wendung der Sachen so sehr, daß sie, um den günstigen Augenblick nicht zu versäumen, sich auf eine vortheilhafte Weise mit Friedrich aussöhnten. Damit nun einerseits die Verhandlungen erleichtert und beschleunigt, andererseits die anscheinend wankende Standhaftigkeit der Lombarden erhöht werde, eilte Alexander mit achtzehn Kardinälen unter kaiserlichem Geleite über Venedig nach Ferrara.

Hier wurde zunächst vor den Gesandten aller Theile die Frage aufgeworfen: an welchem Orte die Friedensversammlung ihren Sitz nehmen sollte. Dem Kaiser war nämlich das früher vorgeschlagene Bologna zuwider, weil Kanzler Christian dasselbe befehdet hatte, den Lombarden hingegen war Venedig verdächtig, weil es sich oft ohne Rücksicht auf ihren Bund dem Kaiser angeschlossen hatte. Endlich erklärte sich der Papst ebenfalls für diese Stadt; doch mußte der Doge Ziani, ein würdiger und gemäßigter Greis, nebst zwölf Edlen feierlich beschwören, daß der Freistaat die Sicherheit Aller verbürgen und den Kaiser nicht ohne Wissen und Genehmigung des Papstes aufnehmen werde.

Nach Beseitigung dieser Vorfrage hielt Alexander eine feierliche Anrede an die Lombardischen Gesandten. „Durch des Kaisers Schuld," sagte er, „sey in die

gleich Christi Mantel untheilbare Kirche Unglück, Zwiespalt und Frevel gekommen. Endlich habe er, ein alter Priester, mit Gottes wunderbarer Hilfe dennoch die Wuth der Deutschen gebändigt und ohne Waffen des Kaisers Macht erniedrigt. Unbekümmert wegen Gefahren komme er hieher, um nach unzählbaren Anstrengungen mit dem Kaiser Frieden zu schließen; doch nicht ohne die Lombarden, die Genossen seiner Sorgen und Leiden."

Die Lombarden erwiderten: „Wir freuen uns Euerer Anwesenheit und daß Ihr nur einen gemeinsamen Abschluß des Friedens billigt. Denn wahrlich, wir dienten zur Vormauer Italiens und kämpften nicht bloß mit Worten, sondern mit Aufopferung unserer Güter und unseres Lebens. Jeden Antrag einer einseitigen Unterhandlung lehnten wir beharrlich ab, und büßten und litten mehr für solche Treue, als Ihr und die Eueren. Doch ist uns eine Aussöhnung mit dem Kaiser willkommen, und es soll ihm an seinen alten Rechten nichts gekränkt werden, sofern er unsere alten Freiheiten bestätigt, welche wir höher achten, als das Leben."

Nach langem und vielem Unterhandeln kam endlich am 23. Juni 1177 der Friede mit dem zu Chiogga harrenden Kaiser zu Stande, nachdem dieser vom Banne entbunden und Alexander III. als einzig rechtmäßiger und wahrer Papst erkannt worden war. Am 24. Juni segelte der Kaiser mit allen Prälaten, Fürsten und Edlen auf reich geschmückten Schiffen nach der Inselstadt Venedig. Der

Doge und alle Edle Venedigs empfingen den Kaiser, in so ferne sie ihm nicht schon entgegengesegelt waren, an dem Ufer und führten ihn zur Marcuskirche. Hier warteten seiner der Papst, die Kardinäle, die Geistlichkeit und unzähliges Volk. Sobald er den Papst erblickte, dankte er Gott mit lauter Stimme, daß die unglückliche Spaltung nun verschwinde, beugte sich dann zur Erde und erwies seinem alten Gegner alle nur herkömmliche und gebührende Ehrfurcht. Der Papst gab ihm den Kuß des Friedens und ging mit ihm in die Kirche hinein. Nie sind Lob- und Dankgesänge mit größerer Aufrichtigkeit und Theilnahme angestimmt worden, als in diesem Augenblicke, wo sich nach so langem heftigen Kampfe die beiden ersten Männer ihrer Zeit versöhnten. Am folgenden Tage fanden noch größere kirchliche Feierlichkeiten statt, und der Papst las selbst die Messe. Als er nach Beendigung des Gottesdienstes fortreiten wollte, hielt ihm der Kaiser den Steigbügel, wogegen sich Alexander höflichst die Begleitung bis in seine entfernte Wohnung verbat. Beide sahen sich seitdem mehrere Male ohne äußere Förmlichkeiten, wobei zwar ernste und gewichtige Gespräche stattfanden, sehr häufig aber auch munterer Scherz dazwischen trat, die Erinnerungen milderte und die günstigen Hoffnungen erhöhte.

Fast alle Bischöfe, welche bisher die Gegner Alexander's gewesen waren, behielten ihre Stellen, indem sie sich ihm unterwarfen, nur Gero von Halberstadt mußte seinem Vorgänger Ulrich

wieder weichen, den einst Heinrich der Löwe als einen hartnäckigen Anhänger Alexander's abgesetzt hatte. Ihn, einen alten Feind Heinrich's, glaubte der Kaiser zur Ausführung seiner Pläne gegen den Herzog nicht entbehren zu können. Damit war das Zeichen zum Beginne des großen Kampfes gegen den Herzog gegeben.

Herzog Heinrich befand sich eben mit Markgraf Otto von Brandenburg vor Demmin, um die abermals aufgestandenen Slaven zu züchtigen. Hier erhielt er die schlimme Botschaft von Ulrich's Rückkehr und Gero's Vertreibung. Leicht durchschaute er den ganzen Plan und die feindselige Absicht Friedrich's. „Kriege," sagte er zu seinen Waffengenossen, „Kriege, das sehe ich wohl, stehen mir bevor." Er beendigte schnell seinen Feldzug gegen die Slaven und kehrte nach Braunschweig zurück.

Heinrich hatte ganz recht gesehen, wenn er in Ulrich's Rückkehr die Flamme eines Krieges, der ihn bedrohte und durch Theilnahme seiner übrigen Feinde höchst gefährlich werden konnte, erblickte. Ulrich hatte bereits alle Verordnungen und Einrichtungen seines Vorgängers für nichtig erklärt, die von ihm bestellten Priester abgesetzt, die von ihm geweihten Kirchen geschlossen und die Lehen, die Heinrich durch Gero im Bisthum erhalten hatte, unter Androhung des Bannes zurückgefordert. Im Vertrauen auf den Kaiser und mit Hilfe mehrerer ostsächsischen Fürsten hatte er einen Berg mit Namen Hopelberg stark befestiget. Der Herzog eilte

dahin und brach die neuen Werke. Allein jene verstärkten sich und als von Neuem die herzoglichen Truppen gegen sie anrückten, wurden sie geschlagen.

Aber um diese Zeit trat noch ein anderer nicht weniger furchtbarer Gegner Heinrich's, der eben aus Italien zurückgekommene Philipp von Heinsberg, Erzbischof von Köln, auf. In demselben wurzelte ein alter Haß gegen den Herzog, der einmal behauptet hatte, daß auch das linke Rheinufer, so weit des Reiters Lanze reiche, ihm gehöre. Daß der Rhein, besonders wichtig durch seine Zölle, zu Sachsen gehören solle, mochte der Erzbischof für unerträgliche Anmaßung halten. Doch galt es auch noch andere Ländertheile, welche nach Philipp's Behauptung ihm von Heinrich unrechtmäßig wären entrissen worden. Wohl wissend, wie sehr er im Sinne Friedrich's handle, sammelte er seine Truppen und drang damit stürmisch in Westphalen bis Hameln vor, herzogliche wie andere Güter verwüstend. Doch brachte damals noch Erzbischof Wichmann von Magdeburg einen Vergleich zu Stande.

Heinrich hatte sich bis dahin seiner Feinde noch glücklich erwehrt, als im Herbste des Jahres 1178 endlich der schrecklichste von allen, Kaiser Friedrich selbst nach Deutschland zurückkam. Der Kaiser verließ im September 1177 Venedig und kam nebst seiner Gemahlin Beatrix und seinem Sohne Heinrich über Ravenna und Spoleto nach Tuscien, dann im Januar 1178 nach Genua; überall ward er mit den größten Ehrenbezeugungen empfan-

gen. Von Genua eilte er über die Alpen, ordnete auf einer Versammlung in Besançon die burgundischen Angelegenheiten und erreichte hierauf Deutschland schneller und mächtiger, als man erwartet hatte.

Vierzehntes Kapitel.

Heinrich des Löwen Untergang nahet.

Daß Friedrich nicht mehr sein Freund war und seyn konnte, wußte Heinrich wohl; er durfte sich ja nur an seine Stelle setzen. Auch forderte er keine Freundschaft, sondern nur strenge Gerechtigkeit, als er dem Kaiser entgegen nach Speier eilte, um von ihm die Entscheidung seines Streites mit Ulrich und Philipp von Köln zu verlangen. Vom Kaiser ward ihm kein anderer Bescheid, als sich auf den Anfang des folgenden Jahres nach Worms zu stellen und gegen die Klagen der Fürsten zu verantworten.

Da wurde ihm auf einmal klar, daß er an dem Kaiser auch nicht einmal einen strengen und unpartheiischen Richter — den Freund hatte er längst aufgegeben — mehr haben werde, denn nicht er sollte dort Kläger seyn, sondern sich als Beklagter vor den Fürsten, seinen geschwornen Feinden, verantworten. Darum mochte er Bedenken tragen, sich daselbst zu stellen, weil er leicht im Kaiser Feind, Kläger und Richter in einer Person zu finden fürchten mußte.

Heinrich's Lage wurde immer bedenklicher:

die Zahl seiner Feinde nahm täglich zu, die der Freunde ab; mehrere der letzteren raffte auch der Tod hin. So starb der treffliche Evermodus, Bischof von Ratzeburg, im Tode durch Wunder, wie im Leben durch seltene Standhaftigkeit groß, so auch Balduin, der Erzbischof von Bremen, Hartwich's Nachfolger, und Graf Heinrich, der kriegerische Statthalter Nordalbingien's. Was er an ihnen gehabt hatte, das wußte er, wie aber deren Nachfolger in so bedenklicher Zeit seinen Erwartungen entsprechen würden, wer gab ihm darüber Bürgschaft? Selbst die Natur, ewig gerecht und gleich, trat aus ihren Schranken und schien durch unnatürlich langen Winter, durch Zeichen an der Sonne und dem Monde, Erdbeben und andere Erscheinungen große Verwirrungen in der bestehenden Ordnung der Dinge andeuten zu wollen.

Noch wollte der Kaiser indessen den Schein haben, nur Richter zu seyn, ja er schickte sogar dem Bischof Ulrich den Befehl zu, mit jener Befestigung, die des Herzogs Zorn erregt hatte, einzuhalten. Aber seine Gegenwart in Deutschland ermunterte die Fürsten immer mehr, ihre feindlichen Gesinnungen gegen Heinrich in Wort und That laut werden zu lassen. Heinrich erschien nicht zu Worms. Desto lauter klagten die Fürsten, und der Kaiser selbst, eingedenk der vom Herzog erlittenen Beschimpfung, sprach heftig gegen ihn und feuerte dadurch die Fürsten zu immer kühneren Schritten gegen ihn an. Heinrich wurde auf einen Tag nach Mag-

deburg vorgeladen. Noch stand er unerschüttert, so viele Gefahren und Feinde ihm auch drohten. Er kannte die Furcht nicht, die zaghaftere Gemüther hier ergriffen haben würde; noch hatte er nichts verloren, so lange er sich selbst nicht verlor; seine Besonnenheit und Geistesgegenwart schuf ihm unerwartete Hilfsquellen. So verleitete er die Pomeraner und Luitiker zu einem feindlichen Einfall in die Länder des Erzbischofs von Magdeburg, der sich gleichfalls wieder zu seinen Feinden gesellt hatte, und des Markgrafen Dietrich von Landsberg, worauf die Slaven damals die Gegend von Jüterbock und die Lausitz verwüsteten, viele Einwohner erschlugen und viele gefangen mit sich fortführten.

Nur einer Waffe war der Herzog nicht gewachsen, die jetzt gegen ihn gebraucht wurde, und seine beste Streitkraft zu lähmen drohte: Ulrich, Bischof von Halberstadt, schleuderte jetzt den Kirchenbann gegen ihn und seine Anhänger und untersagte in seinem ganzen Bisthume die Ausübung des Gottesdienstes. Die Glocken verstummen, die Kirchenpforten schließen sich, nur im Innern der Klöster, den Laien unzugänglich, wird noch das heilige Amt gehalten. Kein Sakrament wird ausgetheilt, kein Todter mit seinen Ehren begraben. Die Stätte ist verflucht, die den Gebannten aufnimmt, wie ein Verpesteter wird er überall geflohen, denn die Hand des Herrn hat ihn getroffen und gezeichnet, über ihm und dem Lande, wo er hauset, liegt ein schweres, entsetzliches Unglück. Gab es damals ein besseres Volksaufgebot

gegen Denjenigen, der durch den Bann dem Lande solches Unglück zugezogen? Hier kostete es dem gewaltigen Herzoge mehr als einen Sieg über die Feinde, es galt jetzt einen Sieg über sich selbst. Wollte er nicht seinen ganzen Anhang verlieren, so mußte er sich vor dem Bischofe, einem seiner heftigsten Feinde, demüthigen. Wirklich zog Heinrich selbst mit den Seinigen zu ihm nach Halberstadt und warf sich in Reue und Zerknirschung vor Ulrich's Füßen nieder. Er wurde darauf vom Banne entbunden und erhielt so durch einen Fußfall, was ihm die Waffen nie verschafft haben würden.

Darüber war der nach Magdeburg auf das Fest Johannis des Täufers angesetzte Reichstag vorübergegangen, ohne vom Herzoge besucht worden zu seyn. Dort waren wieder die wichtigsten von Heinrich's Gegnern versammelt. Der Markgraf der Lausitz, Dietrich, erbost über den vom Herzog veranlaßten Einfall der Slaven, hatte hier den Herzog der Verrätherei gegen Kaiser und Reich angeklagt, und nach Sitte jener Zeit den Beweis durch einen Zweikampf mit ihm zu führen sich erboten. Heinrich, wohl nicht aus Furcht, aber um sich nicht seinen erbitterten Feinden von selbst in die Hände zu liefern, und um nur erst des Kirchenbannes entledigt zu werden, war wie zu Worms ausgeblieben. Er hatte damals auch noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, sich mit dem Kaiser auszusöhnen, wenn er nur mit ihm allein ohne die feindseligen Fürsten zusammenkommen könnte. Von Haldensleben aus

unterhandelte er also mit Friedrich, der sich noch zu Magdeburg befand, über eine persönliche Zusammenkunft. Sie fand wahrscheinlich an einem Orte statt, der zwischen diesen beiden Städten gelegen war. Dieß schien dem Herzog der beste Ausweg, die obwaltende Streitigkeit beizulegen. Die dritte Ladung stand bevor, und ihr Ausgang, er mochte sich stellen oder nicht, konnte bei den Gesinnungen der Kläger und Richter nicht mehr zweifelhaft seyn. Nur wenn der Kaiser versöhnt und der Reichstag gehemmt werden konnte, war noch Hoffnung zum friedlichen Ausgang. Wie verändert war aber jetzt Beider Lage im Vergleich mit jener Zusammenkunft, wo Heinrich dem Kaiser den Mitzug nach Italien abgeschlagen hatte, nur darin ähnlich, daß wie damals der Kaiser die von Heinrich vorgeschlagene Auskunft wegen Goslar, jetzt auch Heinrich einen Vorschlag des Kaisers wegen einer Geldsumme verwarf. Friedrich verlangte 5000 Mark Silber als Buße und als Ersatz für das beeinträchtigte Ansehen der Majestät, und bot dafür seine Vermittlung bei den beleidigten Fürsten an. War es aber unzeitiger Geiz oder Unmuth, durch Erlegung einer solchen Summe sich schuldig bekennen zu sollen, — genug, der Herzog verwarf diese Bedingung und man schied erbitterter als man gekommen war.

Heinrich wurde demnach auf einen neuen Tag nach Goslar vorbeschieden. Dieser Reichtag wurde im September 1179 gehalten; allein auch hier erschien Herzog Heinrich der Löwe nicht:

Da trat der Kaiser in die Mitte der Versammlung und fragte die anwesenden Fürsten, was das Recht über den Herzog bestimme, der dreimal gesetzlich vorgeladen, ausgeblieben sey, das Gericht gemieden und die Versammlung dadurch beschimpft habe?

Die Fürsten antworteten: Es heische das Recht, daß er öffentlich in die Reichsacht erklärt, aller Güter und Ehren, vor allem des Herzogthums und seiner Lehen beraubt werde und ein Anderer seinen Platz erhalte.

So wäre schon jetzt Heinrich aller seiner Würden entsetzt und nach dem Begriffe der Reichsacht Jedem preisgegeben gewesen, wenn nicht einige Fürsten den Kaiser noch um Aufschub der Achtserklärung und um eine vierte Vorladung Heinrich's auf einen andern Reichstag gebeten hätten. Es wurde gewährt.

Dieß aber glaubte Heinrich nicht erst abwarten zu sollen. Um also den Vortheil des Angriffes auf seiner Seite zu haben, ließ er, gleich nachdem sich Friedrich wieder aus Sachsen entfernt hatte, durch seine Truppen Halberstadt, den Sitz seines unruhigsten Feindes, angreifen. Dieser hatte aus Halberstadt selbst und aus dem Schloß Horneburg von Neuem heftige Ausfälle gemacht, Flecken und Dörfer des Herzogs in Brand gesteckt und die Einwohner gefangen fortgeführt oder verstümmelt. Dafür übte der Herzog jetzt das Vergeltungsrecht und ließ die Güter des Bischofs verwüsten und Halberstadt selbst überrumpeln. Der Bischof hielt sich noch in der

Burg, bis, gewiß gegen des Herzogs Willen, die Stadt, trotz aller Rettungsversuche, in Brand gerieth und in Flammen aufging. Die meisten Kirchen brannten nieder, mehr als tausend Menschen kamen im Feuer und Dampfe oder durch Waffen um, die Stadt wurde durch die aufgeregte Soldateska geplündert.

Auch der Bischof Ulrich mußte dem Feuer weichen und wurde mit vielen Anderen gefangen nach Braunschweig gebracht. Als Herzog Heinrich die Eroberung der Stadt und die große Ausbeute an Gefangenen erfuhr, freute er sich sehr darüber; als er aber hörte, daß so viele Kirchen und Geistliche verbrannt wären, und als man ihm endlich den altergrauen wankenden Bischof vorführte, schlug er die Augen nieder und weinte bittere Thränen unter heiligen Betheuerungen, daß solche Unbill wider seinen Willen verübt worden sey.

Doch forderte es die Klugheit, den Bischof noch nicht in Freiheit zu setzen; er ließ ihn nach Artlenburg bringen und bewachen, aber mit aller Ehrerbietung behandeln. Die fromme Herzogin beschenkte ihn fürstlich mit Priesterkleidern und andern Bedürfnissen, so daß er außer der Freiheit nichts zu vermissen hatte. Gleiches Schicksal wie Halberstadt hatte auch das bischöfliche Schloß Horneburg erlitten.

Acht Tage nach der Einnahme Halberstadts rückte der Erzbischof Wichmann von Magdeburg gegen den Herzog in's Feld, und vor Haldensleben,

des Herzogs Stadt, in welche der tapfere Graf Bernhard von Lippe sich geworfen hatte. Zu jenen Schaaren stieß Erzbischof Philipp von Köln mit mehreren Fürsten und Grafen und 4000 Mann, zu denen bald auch Landgraf Ludwig von Thüringen mit 400 Streitern sich gesellte. Nicht sowohl der Zerstörung des Platzes als vielmehr der völligen Verödung des ganzen Sachsens galt es. Alles floh vor dem furchtbaren Philipp und seinen Rotten, als er einen großen Theil der herzoglichen Länder verheerend durchstreifte. Verbrechen ohne Zahl wurden von diesen Schaaren verübt, Klöster, Kirchen und andere heilige Orte entweiht, geplündert, verbrannt und die Mönche gefangen hinweggeführt.

Die Belagerung Haldenslebens ging inzwischen wegen des sumpfigen Bodens, der bösen Jahreszeit und Bernhard's von Lippe tapferer Vertheidignng schlecht von statten. Endlich veruneinigten sich noch die feindlichen Führer und gingen unverrichteter Dinge auseinander.

Nach ihrem Abzuge vereinigte Heinrich seine Truppen und verwüstete das ganze Land um das Flüßchen Bode mit Feuer und Schwert. Am 8. Nov. ging Calwe, das dem Erzbischof von Magdeburg gehörte, in Flammen auf.

Nachher scheint der weit vorgerückte Winter den Feindseligkeiten auf beiden Seiten ein Ende gemacht zu haben, und Herzog Heinrich begab sich nach Lüneburg, um daselbst das Weihnachtsfest dieses Jahres mit einer Versammlung seiner Großen feier-

lich zu begehen. Mit einer großmüthigen Handlung beschloß er das Jahr. Von Artlenburg berief er den Mann, der zuerst die Feindseligkeiten gegen ihn angefangen hatte, und unterhandelte mit ihm über die Bedingungen des Friedens. Dann entließ er ihn reichlich beschenkt und mit ihm die übrigen Gefangenen. Die Bedingungen aber wurden von dem Papste und dem Kaiser für ungiltig erklärt. Bischof Ulrich überlebte auch die Erlangung seiner Freiheit nicht lange.

Noch stand Heinrich der Löwe in seiner Macht und politischen Größe, zwar angefochten, erschüttert, aber noch nicht gestürzt. Alle diese Fehden hatten ihm noch keinen Fuß breit Landes entrissen, noch hatte er alle seine Feinde geschlagen und die fürchterliche Reichsacht war zwar beschlossen, aber nicht ausgesprochen, noch weniger durch wiederholten neuen Spruch bestätigt und in Kraft gesetzt worden. Bayern und Sachsen waren noch seine Herzogthümer, verwüstet zwar, aber noch nicht genommen worden ihm seine Erbgüter, und die Slaven im festen Gehorsam. Aber der Tag, der alles dieses vernichten sollte, war schon angebrochen, die Periode seiner Größe und Hoheit mit der Wiedererlangung Bayerns ging zu Ende, und fast um dieselbe Zeit, als Heinrich nach diesem schweren Jahre zu Lüneburg das Christfest feierlich beging, wurde das Loos über ihn geworfen, und das Loos hieß Vernichtung.

Fünfzehntes Kapitel.

Heinrich des Löwen Sturz.

So standen zweifelhafter und bedenklicher als je Heinrich's Angelegenheiten, als das Jahr 1180, das verhängnißvollste seines Lebens, anbrach. Vieler Jahre hatte es bedurft, daß er den Gipfel der Macht und Größe erreichte, auf welcher er fast Deutschlands zweiter König zu seyn schien; kaum zwei Jahre brauchte es, daß er das stolze Gebäude seines Glückes unwiderbringlich zertrümmert sah. Darum ist es gefährlich, seine Größe an Macht und Reichthum zu binden. Es liebt das Glück, manchem Menschen schmeichelnd alle seine Schätze mit vollen Händen zu spenden, und wenn es ihn dann auf schwindelnde Höhen geführt, sicher gemacht und eingeschläfert hat, ihn schadenfroh und treulos zu verlassen. Wehe dem Menschen, der dann auf nichts Sicheres in sich selbst mehr zu fußen und zu bauen hat!

Der Kaiser hatte das Weihnachtsfest zu Ulm begangen und dann auf die ersten Tage des neuen Jahres den Herzog zum vierten Male und nach Würzburg vorgeladen. Auch hier wurde Heinrich vergeblich erwartet, und so schritt man denn zu der Verkündigung des längst beschlossenen Spruches. Auch hier mögen sich einige Fürsten und Herren für Heinrich verwendet und vorgestellt haben, daß man ihn nirgends anderswo als in seinem eigenen Lande richten und verurtheilen dürfe. Allein ein anderer

Fürst trat auf und erbot sich, durch Zweikampf Jedem, der es begehre, zu erhärten, daß der Kaiser jeden Fürsten an jeglichem Orte innerhalb des Reichs vor Gericht laden könne. Da Niemand sich mit ihm zu schlagen gesonnen war, wurde nun folgendes Urtheil über Heinrich verkündet:

„Heinrich der Welfe, bisher Herzog von Bayern und Sachsen, hat die Freiheiten und Rechte der Kirche Gottes gekränkt und gewaltsam unterdrückt, die Großen des Reiches beleidiget, des Kaisers Majestät vielfach verletzt und verachtet, und sich nach den gebührenden Vorladungen weder in Person noch durch Anwalt gestellt; er wird daher seiner Herzogthümer Bayern und Sachsen, so wie aller Güter, die er vom Reiche oder von der Kirche hat, verlustig und in die Reichsacht erklärt. So haben Wir, Kaiser und Fürsten des Reichs allhier zu Würzburg einmüthig erkannt und beschlossen."

Hiedurch wurde fest und unwiderruflich Heinrich's Schicksal entschieden, der Stab über ihn gebrochen. Die Nerven seiner Kraft waren durchschnitten, denn nun fingen die meisten seiner Anhänger, die entweder die Furcht noch an ihn gefesselt hatte, oder welche jetzt mit dem Geächteten keine Gemeinschaft mehr haben durften, an, von ihm abzufallen. Waren im Urtheil selbst nur die Kirchen- und Reichsgüter abgesprochen worden, so verlor er durch die Reichsacht auch seine Erbländer. Für den Geächteten galt kein Recht des Besitzes, er und das Seinige war einem Jeden, der Macht

über ihn hatte, preisgegeben. Jeder konnte zugreifen, und nur was Heinrich mit Gewalt der Waffen zu retten und zu behaupten wußte, konnte er noch sein nennen. Das Reich schützte und schirmte ihn nicht. Sechs Wochen später wurde nun, was zu Würzburg über Heinrich ausgesprochen worden war, auf einer neuen Reichsversammlung zu Gelnhausen, wo noch heute die Trümmer jener prächtigen Reichspfalz Kaiser Friedrichs I. an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnern, vor einer großen Fürstenversammlung, der selbst zwei Kardinäle des Papstes Alexander beiwohnten, bestätigt und vollzogen. Hier wurde mit leicht erklärlicher Politik des Kaisers das große National-Herzogthum Sachsen als Land und Würde zerstückelt. Der Theil desselben, der in geistlicher Beziehung unter dem Erzbischof von Köln und dem Bischof von Paderborn stand, wurde mit allen Grafschaften, Vogteien, herzoglichen Amtsgütern, Lehen 2c., also mit der vollen herzoglichen Würde dem Kölnischen Erzstifte übertragen. Die geistlichen Fürsten von Magdeburg, Bremen, Paderborn, Minden u. s. w. zogen theils die Lehen, die Heinrich von ihren Kirchen hatte, zurück, theils rissen sie, was einem jeden zunächst lag, bei dieser günstigen Gelegenheit an sich. Was von dem ganzen Herzogthum übrig blieb, wurde als ein verjüngtes Herzogthum Sachsen dem Grafen Bernhard von Sachsen übertragen. Seine in den letzten Jahren dem Kaiser bewiesene Anhänglichkeit, seine geringe Hausmacht, aber bedeutende Verwandt-

schaft, die Nachbarschaft seiner Besitzungen machten ihn zu dem Manne, den Friedrich suchte und brauchte. Wenn Friedrich immer den Punkt im Auge behielt, das große Herzogthum zu vereinzeln und nie wieder vereinen zu lassen, so wählte er auch seine Leute so, daß sie an sich unschädlich durch ihren eigenen Vortheil zur Eroberung und Behauptung der neuen Länderanfälle genöthigt wurden.

So war über das Herzogthum Sachsen verfügt worden. Auch Bayern war Heinrich schon vorläufig abgesprochen; doch mußte wegen dieses Landes noch ein besonderer Reichstag in jenem Herzogthum selbst gehalten werden. Verletzung, ja Unterdrückung der Freiheiten und Rechte der Kirchen war das Erste, was ihm vorgeworfen wurde. Wohl mochte er mancher Kirche ein Lehen abgenöthiget oder ein Stück Land vorenthalten oder entrissen haben, aber eben er war es auch, der die Kirchen ungemein bereichert, der viele errichtet und von seinem Vermögen reichlich ausgestattet hatte, der auf alle Weise seine Ehrfurcht gegen die Religion an den Tag legte, sie unter den Slaven ausbreitete und Jesus Christus in Jerusalem verehrte. Aber alles dieses war vergessen, als er sich Rechte anmaßte und von dem Kaiser darin bestätigt wurde, wie das Investiturrecht.

Ferner wurde geklagt: er habe die Freiheiten der Großen des Reiches gekränkt und ihre Güter geschmälert. Wahr ist's, er ließ sich manche gewaltthätige Handlung zu Schulden kommen, aber wegen derselben war kein Kläger mehr vorhanden.

Er habe, lautete die Anklage weiter, die Majestät des Kaisers verachtet und sich auf dreimalige Ladung nicht gestellt. Wessen Stimme diese Klage laut werden ließ, ist nicht zweifelhaft. Einen Kaiser vergeblich einen Fußfall thun lassen, war allerdings eine Unklugheit, die nur aus seinem Stolze und Eigensinne erklärlich wird; nur ein Verbrechen war es nicht, da er kein Gesetz dadurch verletzte. Strafbar war aber, daß er den ergangenen Ladungen nicht Folge leistete. Er mußte schwer dafür büßen. Immer bedenklich bleibt es, daß ein so allgemeiner Haß auf ihm ruhte, und man könnte versucht seyn, die Ursachen noch tiefer, als im Neide der Fürsten oder im Charakter und in einzelnen Gewaltthätigkeiten des Herzogs zu suchen. Unverkennbar fiel die Zeit seiner Größe gerade in die Periode Deutschlands, wo die Großen nach erlangter Erblichkeit ihrer Reichslehen immer mehr und mehr nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit strebten. Unstreitig mußte ihnen dabei jedes Hinderniß höchst verhaßt seyn. Dieß mag seine Anwendung auch auf den sächsischen Länder-Verband finden. Unter dem sächsischen Herzoge standen, der ursprünglichen Einrichtung zufolge, die Pfalz-Mark-Landgrafen des nördlichen Deutschlands und die übrigen Grafen und Großen geistlichen und weltlichen Standes. Er war Heerführer der Provinz, auf sein Gebot mußten alle folgen. Wenn auch seine Obergerichtsbarkeit bei weitem größere Einschränkungen leiden mochte, so schien doch jene Unterordnung den Großen, die wo möglich unter

Niemand, höchstens unter dem Kaiser stehen wollten, unerträglich. Uebte nun ein Mann wie Heinrich dieses sein Recht mit Kraft, Stolz, durchgreifender Strenge, so konnte er gewiß auf eine fortdauernde Opposition rechnen. Wer ließe sich auch gerne leiten, wenn er einer Leitung nicht zu bedürfen glaubt? Heinrich, schon durch seine Hausmacht bedeutend, stieg durch den Besitz der zwei größten National-Herzogthümer zu einer Höhe, die mit der Freiheit des Reichs damals unverträglich wurde. Als Friedrich ihm Bayern wieder gab, gab er ihm für sich und Bayern das gefährlichste Geschenk. Der Vasall wurde mächtiger als der Kaiser, und die alte Spannung zwischen den Welfen und Hohenstaufen fachte bald den Funken zur Flamme an. Friedrich schmeichelte ihm, so lange er ihn brauchte; er machte ihn groß, half ihm gegen seine Feinde, weil Heinrich ihm selbst unentbehrlich war. Heinrich vergalt ihm diese Dienste anfangs nicht mit Undank, als er aber, im Gefühle seiner Wichtigkeit und gereizt von Friedrich, diesem seine Hilfe entzog und ihn dadurch dem Verderben preis gab, entdeckte dieser mit Schrecken das Unverhältniß ihrer Macht, die Folgen, die es für ihn haben könnte, und verband sich schnell mit den Feinden Heinrich's, dessen moralische und politische Fehler seinen Sturz vollendeten.

Noch war Heinrich's Muth durch diese Achtserklärung nicht gebrochen. Er verwarf das ganze Urtheil, weil er aus Schwaben stammend auch dort hätte gerichtet werden müssen. Er wußte freilich,

wie wenig man auf diesen Einwand geben würde, aber er rechnete noch auf andere Hilfsquellen, die sein Schwiegervater durch geschickte Unterhandlungen ihm eröffnen sollte. Wirklich hatte König Heinrich von England den König Philipp von Frankreich und den Grafen Philipp von Flandern zu einem Kriege gegen Friedrich, dessen steigende Macht auch ihnen gefährlich werden könnte, überredet, und schon schien man sich gerüstet zu haben, als Graf Heinrich von Troyes durch Gegenvorstellungen bei Philipp von Frankreich den ganzen Plan wieder vereitelte. So schwand auch diese Hoffnung, denn bald sendeten die beiden Philippe Gesandte an den Kaiser, der nach dem Gelnhauser Reichstage nach Worms aufgebrochen war, um dort das Osterfest zu feiern, und ließen ihm melden, daß sie keineswegs die Absicht hätten, wegen Heinrich's Absetzung einen Krieg mit ihm anzufangen.

Da glaubte Heinrich, selbst zu den Waffen greifen und seine Feinde, ehe sie sich zu dem gemeinschaftlichen zu Worms gebotenen Angriff gegen ihn vereinigt hätten, überfallen zu müssen. Acht Tage nach Ostern brach er mit den ihm treu gebliebenen Freunden zunächst gegen Goslar auf, das wegen seiner Nähe bei Braunschweig eben so gefährlich, als durch seine feste, die Gegend beherrschende Lage ihm wünschenswerth seyn mußte. Ein Krieg Aller gegen Einen mußte ihn auf das Bedürfniß haltbarer Plätze führen, die dadurch, daß sie lange Belagerungen aushielten, des Feindes über-

legene Heere theilten und hemmten. Aber die Vortheile, welche die Stadt für ihn haben sollte, hatte sie gegen ihn. Eben durch ihre feste Lage widerstand sie ihm, so hart er ihr auch zusetzte, und hielt ihn bei weiteren Zügen auf. Zwar schnitt er ihr alle Zufuhr ab, zerstörte alle ihre Bergwerke, Maschinen und Hochöfen, um sich an dem Kaiser zu rächen, aber er konnte auch dießmal nicht lange vor ihr verweilen, sondern brach nach Thüringen auf, eroberte und verbrannte Nordhausen und verwüstete die ganze benachbarte Gegend mit Feuer und Schwert.

Kaum bedurfte es wohl einer Aufforderung des Kaisers an den Landgrafen Ludwig von Thüringen und seinen Bruder Hermann, sich dem wüthenden Herzog entgegenzustellen. Der neue Herzog Bernhard von Sachsen kam dem Landgrafen zu Hilfe, und so griffen sie, obgleich noch nicht alle ihre Truppen versammelt waren, den Herzog bei Weissensee tapfer an. Man kämpfte mit größter Anstrengung, aber bald wandten sich die Thüringer zur Flucht. Um so mehr drang nun Heinrich gegen sie ein, umzingelte sie und nahm den Landgrafen, dessen Bruder und vierhundert Mann gefangen, worauf auch Bernhard mit den Seinigen weichen mußte. Als der Herzog nun die übrigen fliehenden Thüringer bis Mühlhausen verfolgt und hier alles verwüstet hatte, kehrte er siegreich nach Braunschweig zurück.

Unterdessen hatte der Herzog seine Feinde auch auf andern Punkten zu beschäftigen gewußt. Auf seinen Befehl hatten die Slaven von Neuem die

Länder an der Mittelelbe, und dießmal vorzüglich die Lausitz angefallen, weit und breit nach ihrer Weise Brand und Mord geübt und die Dienstmannen Dietrich's, die sich ihnen entgegenstellten, theils gefangen, theils geschlagen und sich dann mit großer Beute wieder zurückgezogen. Gleichzeitig mit dem Zuge der Slaven und dem des Herzogs nach Thüringen war ein anderes Heer Heinrich's unter Anführung des Grafen Adolph von Holstein und anderer treuer Freunde Heinrich's nach Westphalen aufgebrochen, wo eine Anzahl Grafen dieses Landes gegen den Herzog zu den Waffen gegriffen hatten. Sie wurden aber bei Osnabrück auf's Haupt geschlagen und viele gefangen genommen.

Aber dieser Sieg in Westphalen sollte dem Herzog nachtheiliger als eine verlorene Schlacht werden, indem er sich dadurch mit dem tapfersten seiner Vasallen, dem Grafen Adolph von Holstein, verunneinigte. Heinrich verlangte von ihm und einigen andern Anführern des Zuges die Ablieferung ihrer Gefangenen, wie andere bereits gethan hätten. Jene aber behaupteten, daß sie auf eigene Kosten den Krieg geführt, also gerechte Ansprüche auf die Gefangenen und ihr Lösegeld hätten. Da Heinrich nicht nachgab, fiel Adolph mit andern Edlen von ihm ab. Der Herzog nahm nun dessen Ländereien in Besitz. Man sagt, das Unglück mache den Menschen argwöhnisch, unbillig und hart gegen Andere: Heinrich gibt einen Beweis dafür, und er sollte nicht der einzige bleiben.

So verlor Heinrich einen Freund, ohne zu bedenken, daß ein Held wie Adolph in den Zeiten der Noth ihm ein Heer aufwiegen könnte. Mit ihm verließen auch noch andere Edle Heinrich's Partei, das Einziehen ihrer Lehen und die Eroberung ihrer Ländereien war nur ein geringer Ersatz dafür. Muthwillig verstärkte er selbst die Zahl seiner Feinde, die eben jetzt, den Kaiser an ihrer Spitze, einen neuen Triumph über ihn feierten.

Friedrich hatte die bayerischen Großen auf den 30. Junius 1180 nach Regensburg beschieden. Wohl ahnend was im Werke sey, stellten sie sich zahlreich ein. Außer dem Erzbischofe von Salzburg und den zwei den Kaiser begleiteten Kardinallegaten fanden sich die Bischöfe von Chur, Freising, Passau, Regensburg von geistlichen, der Markgraf Berthold von Istrien, die beiden Pfalzgrafen von Wittelsbach, die Burggrafen von Regensburg und Nürnberg, Graf Gebhard von Sulzbach, der Graf von Neuenburg, Heinrich Marschall von Pappenheim und viele andere von den weltlichen Großen Bayerns ein. Auch sächsische Große waren zugegen, doch wird von ihnen nur der Propst Romanus von Halberstadt namhaft gemacht.

Der Kaiser setzte sich zu Gericht über Heinrich, damit auch hier der Form des Rechts — über welcher das Recht selbst so häufig vergessen wird — Genüge geschehe. Es brachten die sächsischen Fürsten viele und schwere Klagen gegen ihren ehemaligen Herzog an. Dann klagte Albrecht, Bischof von

Freising, wie der Herzog Heinrich den seiner Kirche seit undenklichen Zeiten gehörigen Markt Vöhringen nebst der Brücke zerstört und gewaltsam in den Ort München versetzt habe. Mit sieben Zeugen, unter welchen sich die beiden Pfalzgrafen von Wittelsbach und der Erzbischof von Salzburg befanden, suchte er die Wahrheit seiner Angabe zu erhärten. Darauf sprachen die versammelten Fürsten das Urtheil, daß Heinrich's verwegene That durch kaiserliches Ansehen zu vernichten und Markt und Brücke zurückzustellen sey.

Dann trat auch Kaiser Friedrich selbst als Kläger gegen seinen Vetter, den Herzog Heinrich, auf, und gab an, daß er ihm schon seit langer Zeit nach Reich und Leben getrachtet habe. Darauf wurde von den Fürsten geurtheilet, er solle das Herzogthum verloren haben, wenn er sich auf die gesetzliche Vorladung nicht gestellt hätte, und als dieß, wie zu erwarten, nicht geschah, wurde auch hier der Spruch von Würzburg bestätigt.

Aber es hatte sich deutlich gezeigt, daß hier Heinrich der Feinde bei weitem weniger hatte, und daß der Kaiser nur durch die sächsischen Fürsten und durch härtere Beschuldigungen, die er selbst vorbrachte, zum Ziele gekommen war. Darauf nahm der Kaiser das Herzogthum Bayern zurück, die Kirchen aber zogen alle Lehen und Vogteien ein, die der Herzog von ihnen gehabt hatte, und vergaben sie anderwärts. Nach beendigtem Reichstage wurde nun Pfalzgraf Otto der Aeltere von Wittelsbach zum

neuen Herzog Bayerns ernannt, und die bayerische Pfalzgrafschaft seinem Bruder übertragen; die Belehnung ging aber erst später vor sich.

Friedrich hatte klug und seinem alten Plane treu, die großen Herzogthümer durch Theilung zu überwältigen, gewählt. Alle Eigenschaften, die den Grafen Bernhard für Sachsen empfehlenswerth gemacht hatten, sprachen auch für den edlen Wittelsbacher, den tapfern Pfalzgrafen Otto, vor Allem aber die ausgezeichnete Tapferkeit und Treue, welche er unwandelbar dem Kaiser erwiesen hatte. Wohl hätte der alte Herzog Welf zu Ravensburg und Memmingen ebenfalls Ansprüche auf das Herzogthum Bayern gehabt, aber er blieb doch, wenn auch die Gefahr einer Aussöhnung mit Heinrich nicht zu fürchten war, immerhin ein Welfe, und Friedrich wollte gegen dieses gefürchtete Haus nichts halb gethan haben. Mit geringerer Hausmacht aber bewährtem Diensteifer schien Otto von Wittelsbach tauglicher als viele. Die Pfalz Regensburg, das rechte Isarufer von Grünewald bis Ismaning und einiges Andere wurde der geringe Zuwachs der Wittelsbach'schen Hausmacht, die indessen immer hinlänglich war, den neuen Herzog mit des Kaisers Unterstützung gegen mächtige Nebenbuhler im Lande selbst zu beschützen. Für die Welfischen Erbgüter an beiden Lechufern, die Bezirke von Friedberg, Augsburg, Landsberg, Wessobrunn u. a. wußte Friedrich keinen bessern Herrn, als sich selbst. Es sollte sich mit dem, was ihm einst von dem

alten Welf, Heinrich's Oheim, in Schongau, Ammergau, Memmingen, Füssen, Kaufbeuren, Mindelheim ꝛc. zufallen sollte, zu einem schönen Hohenstaufen'schen Erblande für einen seiner Söhne abrunden.

Auf diese Weise war nun auch Heinrich's zweites Herzogthum für ihn unwiderruflich verloren. Seiner Rechte und Besitzungen — darum aber auch seiner Feinde — waren in Bayern weniger, denn er war nicht allein geachtet, sondern auch geliebt von Allen. Nie ist von Bayern aus Klage gegen ihn erhoben worden, er legte auch die höchste Wichtigkeit auf dieses Herzogthum und setzte es in seinem Titel dem Herzogthum Sachsen vor. Er scheint es auch bald als unhaltbar aufgegeben zu haben, um desto nachdrücklicher seine norddeutschen Besitzungen vertheidigen zu können. Aber gerade diese waren es, gegen welche jetzt die deutschen Fürsten ihre ganze Thätigkeit zu wenden vom Kaiser aufgefordert wurden.

Sechzehntes Kapitel.

Bayerns Lage unter den Welfen.

Bayerns Gränzen, im Anfange der Welfenherrschaft gegen Norden die Eger, eine von derselben südwestlich gezogene Linie und die Altmühl, gegen Osten die Taya, Leitha und Kärnthen, südwärts der Fluß Noce und westwärts der Lech, erlitten in diesem Zeitraume mannigfaltige Veränderungen.

Schon bei dem Tode des letzten bayerischen Markgrafen waren im Nordgau (1057) die beträchtlichsten Landstriche nordwärts der Donau von Bayern getrennt worden, und nur die Herrschaft Neumarkt und die Herrschaft Cham damit vereinigt geblieben. Aus den abgerissenen Trümmern dieser nordbayerischen Markgrafschaft bildete Kaiser Heinrich V. 1116 das neue Herzogthum Ostfranken. Von diesem wurde zwar 1130 die Burggrafschaft Nürnberg wieder mit Bayern vereinigt, aber schon 1138 wieder davon getrennt.

Die wichtigste Veränderung mit Bayerns Gebiet ging aber im Jahre 1156 durch die Trennung des Landes ob und unter der Ens von Bayern und Umgestaltung desselben zu dem neuen Herzogthum Oesterreich vor. Diese Trennung begründete Bayerns nachmalige politische und physische Schwäche; jene ward durch seine veränderte Lage und Stellung gegen einen neuen, mit ausgezeichneten Vorrechten begabten Staat, diese durch die Beschränkung und Verkleinerung seines Gebietes herbeigeführt. Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit ausmitteln, wo, nach dieser neuen Umformung, Bayerns Gränzen mit den österreichischen zusammenstießen. So viel ist gewiß, daß das ganze Land unter der Ens und einige Grafschaften vom Lande ob der Ens zum Herzogthum Oesterreich geschlagen wurden.

Im Süden und Westen blieben die Gränzen Bayerns dieselben.

Dagegen vergrößerte sich die Macht der Herzoge

durch einige im Innern des Landes ausgestorbene Geschlechter, die Grafen von Ebersberg, und an der Sampt von Wolfrathshausen und Burghausen.

Einige Geschichtschreiber haben auch die Privatbesitzungen der einzelnen Herzoge oder die von ihnen außer den beherrschten Staaten als Bestandtheile Bayerns angenommen. Diese Annahme beruht aber auf einer irrigen Voraussetzung. Bei dem Wechsel der Dynastien wurden solche Privatbesitzungen nur momentan, nicht mit Bayern vereinigt, sondern nur unter einen und denselben Besitzer gestellt. Integrirende Bestandtheile des in sich abgeschlossenen Herzogthums Bayern waren sie nie; noch weniger war dieses mit andern Staaten der Fall, welche zugleich von bayerischen Herzogen besessen wurden. Des Einflusses wegen jedoch, den diese wenn gleich unvollkommene Vereinigung auf Bayerns Geschichte hatte, und um manche Ereignisse gehörig zu deuten, mag es nicht überflüßig seyn, auch ihrer kurz zu erwähnen.

Durch die Ehe mit Wulfhild, der Tochter des sächsischen Herzogs Magnus, wurde Heinrich IX. 1106 Miterbe der Billung'schen Erbgüter, welche die Provinz oder das Herzogthum Engern zu beiden Seiten der Weser von Bremen bis nach Hameln hinab und einen Theil des Herzogthums Lüneburg begriffen.

Heinrich X. wurde, als Enkel Welf's II., 1135 vom Papste mit den sogenannten Mathildischen Allodien belehnt. Diese waren ein Theil von

Mantua, Modena, Parma, Reggio und Garfagnana, wozu im Jahre 1137 auch noch die Grafschaft Toskana kam. Aber Kaiser Friedrich gab diese Besitzungen 1138 dem Herzog Welf VI., der sie 1169 an den Kaiser verkaufte.

Den höchsten Gipfel von Macht und Ausdehnung erreichte aber Bayern unter Heinrich dem Löwen. Er brachte das Herzogthum Sachsen und Thüringen mit sich; außerdem gewann er während seiner thätigen Regierung theils durch Erbschaft, theils durch Verträge einen Theil des Fürstenthums Grubenhagen und des Eichsfeldes, die Grafschaft Sommerschenburg sammt der Vogtei Helmstädt, viele andere Besitzungen am Harz, die Stadt und die Oberherrschaft über das Stift Hildesheim, die Erbschaften der Grafen von Weizenburg und Homburg, die Vogtei über die Städte Bremen, Oldenburg, Stade und Ditmarsen. Ueberdieß eroberte er die Länder der Slaven von der Elbe bis an die Peene und einen Theil der Insel Rügen, und bevölkerte sie theils mit neuen Ansiedlern, theils gab er sie seinen Rittern zu Lehen. Alle diese heterogenen Besitzungen blieben nur so lange bei Bayern, als Heinrich der Löwe dessen Herzog war; bei seinem Sturze wechselten auch sie wieder in der wilden Fluctuation des deutschen Feudalwesens-Besitzes und der politischen Verhältnisse.

Wie sehr die herzogliche Würde in Deutschland unter der immer höher anstrebenden Macht der Kaiser aus dem fränkischen und Hohenstaufischen Hause

gesunken, wie sie immer mehr eine Schöpfung der Hofgunst und Politik geworden, ist aus der Geschichte klar hervorgegangen. Die Herzoge wurden ohne weitere Förmlichkeiten nach der Willkühr der Kaiser ein- und wieder abgesetzt. Die Wahlfreiheit der Stände ging nach und nach in die friedlichere Erblichkeit über.

Daß die Welfen von mütterlicher Seite von Bayern abstammen, ist gewiß; einige Geschichtschreiber haben auch ihre väterliche Abstammung von Bonifacius I., Markgrafen in Tuscien, einem geborenen Bayer, abzuleiten gesucht. Sie führten den Titel Dux, und zwar, wenn sie mehrere Staaten besaßen, immer so, daß Bayern als das Hauptland erschien, z. B. Dux Bavariae et Saxoniae. Sie führten ihre besonderen Siegel. Das von Heinrich dem Schwarzen scheint das älteste zu seyn, welches auf unsere Zeiten gekommen ist. Von Heinrich dem Löwen scheint der Löwe des bayerischen Wappens abgeleitet werden zu müssen. Der Urkunde, durch welche Heinrich der Löwe dem Kloster Raitenhaslach die Schenkung des Gutes Schönenberg bestätigt, 1166, ist auch ein Siegel angehängt, auf welchem bereits die bayerischen Rauten sichtbar sind.

Die Residenz der bayerischen Herzoge war noch immer Regensburg. Heinrich der Löwe hielt sich meistens aber in Sachsen auf, Welf I. manchmal in Regensburg. Die Hofhaltung wurde immer glänzender. Welf II. zeichnete sich, als er aus

Auftrag des Kaisers den Papst zu Chalons an der Marne bewillkommte und mit ihm unterhandelte, durch die Pracht seines Hofstaats und seiner Begleitung aus. Heinrich X. erhielt von der Pracht und dem Luxus, die auf seinem Beilager, das er zu Gunzenlech im Jahre 1127 feierte, herrschten, von Mehreren den Namen des „Stolzen", während ihn Andere den „Großmüthigen" nannten. Die Herzoge ahmten den Hofstaat des Kaisers nach und es ward ihnen dieses um so leichter, je größer ihre Macht und ihr Reichthum war. An ihren Höfen gab es Mundschenke, Kämmerer, Truchsesse, Marschälle und alle jene Würden, welche die deutschen Kurfürsten selbst am Hofe des Reichsoberhauptes bekleideten. — Bei amtlichen Ausfertigungen bediente man sich der lateinischen Sprache, die Kanzleigeschäfte wurden von Kanzlern und Notarien besorgt, und diese Stellen wurden von Geistlichen versehen, die noch allein im Besitze der dazu nöthigen Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Bildung waren. Die Kanzleibeamten hatten den Vorrang vor den übrigen Hofbedienten. Die Einkünfte zur Bestreitung des Hof- und Staatsaufwandes flossen theils aus Abgaben und Steuern, theils aus Regalien, unter denen die Zölle eine vorzügliche Stelle einnahmen, theils aus den herzoglichen Privatbesitzungen oder den sogenannten Kammergütern, die zwar von Otto dem Großen und seinen Nachfolgern zum Theile zum kaiserlichen Fiskus eingezogen, in der Folge aber wieder größtentheils von den Herzogen an sich

gezogen und durch die Besitzungen ausgestorbener adelicher Geschlechter vermehrt wurden.

In der ursprünglichen Verfassung des Landes ging, mit Ausnahme der Beschränkung der Wahlfreiheit durch die Fränkischen und Hohenstauf'schen Kaiser, keine Veränderung vor: die Landtage wurden nach wie vor gehalten und von den Bischöfen und Aebten, den Grafen, Pfalzgrafen und Markgrafen besucht.

Hingegen erlitt das Kriegswesen allmählich eine sehr wesentliche und für das künftige Schicksal der Staaten sehr einflußreiche Veränderung. Das seit uralten Zeiten bestandene und von Karl dem Großen vervollkommnete Institut des Heerbannes kam nach und nach in Verfall. Die Truppen mußten mit Ausnahme der Freiwilligen bezahlt werden, nur die Vasallen waren gezwungen, in einem gewissen Grade unentgeldlich zu dienen. Daher eine unmäßige Vermehrung der Lehen und der Vasallen, die so weit ging, daß selbst Aebte und weniger bedeutende Grafen ihre Lehenträger oder Soldaten hatten. Mit diesem immer mehr um sich greifenden Lehensverbande standen das Ritterthum, das Faustrecht und die Entstehung des Adels im innigsten und nothwendigsten Zusammenhange.

Die immer fortwährenden innern und auswärtigen Kriege hatten die Entstehung einer großen Menge von Schlössern und Burgen zur Folge gehabt, um sich in denselben vor feindlichen Anfällen schützen und sichern zu können. Die Dienstleute und

Vasallen bewohnten in Friedenszeiten diese Schlösser; Tapferkeit und Gewandtheit in Führung und Handhabung der Waffen machte sie zu Rittern. In Zweikämpfen vor öffentlichen Versammlungen, Turnieren, welche um diese Zeit in Deutschland üblich wurden und in Bayern zum ersten Male bei einer Belagerung von Wolfrathshausen, 1145, vorkamen, mußten sie ihre Fähigkeiten zeigen, nachdem sie vorher als Knappe oder Schildträger bei älteren Rittern gedient hatten. Bald aber wurde die Ritterschaft erblich. Es wurde eine Anzahl ritterlicher Ahnen vorausgesetzt, um wieder in die Zahl der Ritter treten zu können; daher mußten auch die Knappen in der Folge ritterlicher Abkunft seyn, und es bildete sich allmählich eine Abstufung der Würden nach den sogenannten sieben Heerschilden. Den ersten führte der König, den zweiten die Bischöfe, den dritten die weltlichen Fürsten und Herzoge, den vierten die Grafen, den fünften die freien Lehensträger des Reiches, den sechsten die Vasallen, den siebenten die ritterbürtigen Lehensberechtigten.

Die Kreuzzüge athmeten einen höheren religiösen Geist in das Ritterthum. Dort ward der Krieg für Religion und Glauben geführt, in Palästina selbst hatten sich Verbrüderungen zu heiligen wohlthätigen Zwecken gebildet, die mit allem Geräusche der Waffen Mildthätigkeit gegen die Kreuzfahrer übten. Solche Verbindungen waren die Tempelherrn und die Hospitaliter oder Johanniter (in der Folge Malteser-Ritter), welche ungeachtet ihres Ritter-

thumes zu den Gelübden der Geistlichkeit verpflichtet waren. Die Pflichten des Ritters waren, außer Muth und Tapferkeit, Frömmigkeit, Ehrgefühl, Beschützung des Glaubens, der Wittwen und Waisen, der unterdrückten Unschuld und des zarten Geschlechtes. Doch nicht immer vereinigten sich diese höheren Eigenschaften in einem ächten, idealischen Ritter. Entweder arteten sie in den irrenden oder fahrenden Rittern in eine schwärmerische Empfindelei, oder in den gewöhnlichen Rittern des Mittelalters in Raubsucht, Plünderung und Gewaltthätigkeit aller Art aus.

Durch die nur zu häufigen Ritter der letztern Art entstand jene abscheuliche Ausgeburt des Mittelalters, das Faustrecht. Diese Erscheinung, welche die Kultur Deutschlands und seine wissenschaftliche Erhebung Jahrhunderte lang zurückhielt und unterdrückte, war eine Folge theils des unverhältnißmäßig ausgedehnten Lehenswesens, theils der unaufhörlichen innern Kriege. An Krieg, Raub und Plünderung gewöhnt, bei ihrem kriegerischen Geiste unfähig, wahre oder vermeintliche Beleidigungen ungestraft zu ertragen, verschaffte sich Jeder, der Vasallen und waffenfähige Untergebene hatte, selbst Recht zog gegen seinen Nachbar zur Fehde aus, zerstörte seine Schlösser und Burgen, plünderte und verwüstete seine Besitzungen. Andere, die weniger Macht und Reisige hatten, begnügten sich damit, von ihren auf hohen Bergen gelegenen und eine weite Aussicht gewährenden festen Burgen über die ruhig des Weges ziehenden Wanderer und Kaufleute herzu-

fallen und sie ihrer Güter und Habseligkeiten zu berauben. Heinrich der Großmüthige, der Vater Heinrich des Löwen, gab zwar, 1126, ein großes Beispiel und zerstörte in seinen Ländern alle diese Raubnester, aber die Hilfe war nur momentan und der Geist und die Wildheit der Zeit erzeugten trotz Allem, was die Kirche dagegen zu thun fortwährend bemüht gewesen, in Kurzem wieder alle Gräuel der Selbsthilfe und des vermeintlichen Rechtes des Stärkeren.

Der Geist des Ritterthumes änderte sich in dieser Zeit: nicht mehr persönliche Eigenschaften charakterisirten ihn, sondern die Reihenfolge der Ahnen. Diese Aenderung gab dem niedern Adel sein Entstehen. Der hohe hatte sich schon früher durch die Erblichkeit der Gau-, Pfalz- und Markgrafenwürde gebildet. Er führte den Titel Principes und Barones; doch sind unter ihnen nicht die heutigen Fürsten und Freiherrn zu verstehen; die verschiedenen Grafen wurden mit diesen Prädikaten belegt. Sie entlehnten die Namen von den Gauen, in denen sie herrschten, oder von den Schlössern und Gütern, die sie besaßen.

Der niedere Adel theilte sich ebenfalls in zwei Klassen, Nobiles und Ministeriales. Bei Fürsten oder Grafen, Bischöfen und Aebten Vasall zu seyn, rechnete sich kein Edler zur Schande; die Ministerialen aber versahen bloß die niedrigen Dienste als Truchsesse, Mundschenken, Marschälle, Kämmerer u. s. w. an dem Hofe der hohen Adelspersonen. Diese waren zum Theil leibeigen und lebten von

Gütern ihrer Lehensherrn; die Edlen aber von ihren eigenen Gütern. Keiner durfte sich außer der Sphäre seines Standes verheirathen.

Waren vorzugsweise die Edlen unt Ritter zum Kriege berufen, so fing man doch schon an, auch Leute geringeren Herkommens in Kriegsdienste zu nehmen. Der Reichthum, den Handel und Gewerbe allmählich in den Städten hervorgebracht hatten, gab hiezu die erste Veranlassung. Die Bewohner der Hauptstadt Regensburg gaben hiezu den Impuls, und führten selbst mehrere Fehden. So fing allmählich auch der dritte Stand an, einen gewissen Grad von Selbstständigkeit zu erlangen, wozu ihm Wohlhabenheit und Besitz von Reichthum nothwendig helfen mußten. — Sehr unvollkommen war noch die Kriegszucht; der Zweikampf war allgemein gestattet, und Raub und Plünderung, Brand und alle Unordnungen, welche Rohheit und Wildheit erzeugen, bei den Heeren an der Tagesordnung.

In Bayern galten noch die alten bojoarischen Gesetze und die Capitularien der karolingischen Könige. Indessen verschafften die oftmaligen Züge der deutschen Kaiser nach Italien, die häufigen Berührungen derselben mit den italienischen Rechtsverhältnissen, die Errichtung eines Lehrstuhles für das römische Recht auf der damals berühmten Hochschule in Bologna allmählich dem römischen Rechte Eingang in Deutschland und Bayern. Auf dem italienischen Reichstage zu Roncaglia, 1150, zog Kaiser Friedrich die vier berühmtesten bononiensischen Rechts-

gelehrten zu Rath. Die Geistlichen begünstigten die allmähliche Einführung des römischen Rechts, dessen haarscharfe Distinktionen und strenge Consequenz dem dialektischen und scholastischen Geiste der damaligen Gelehrsamkeit so sehr entsprachen. Die besondern Verordnungen der Landtage wurden von der Reichskanzlei an die Gerichtshöfe versendet und nach und nach gesammelt. Auf diese Weise entstand der Schwabenspiegel, der Sachsenspiegel u. s. w. Der Inbegriff dieser Verordnungen bildete das kaiserliche Recht, die einzelnen Verordnungen hießen leges palatinae.

In welchem Zustande übrigens die Gerichtsverfassung und Rechtspflege gewesen, ist aus dem Bestande des Faustrechts und der allgemeinen Ueblichkeit des Zweikampfes genügend zu ersehen. Indessen wurden die Gerichtshöfe vermehrt. Außer den bisherigen Gaugrafen und Vogteigerichten entstanden auch sogenannte Hofmarksgerichte, welche die bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten innerhalb ihrer Gränzen zu entscheiden hatten. Außerdem hatten auch die Klöster ihre besonderen Klostergerichte und Vogteien.

Während der Welfischen Regierung in Bayern begann der Kampf der Kirche mit dem Staate. Die Seele dieses standhaften Kampfes der Hierarchie gegen die königliche Macht war Papst Gregor VII., eine der größten Erscheinungen in der Geschichte. Vollständige Trennung der Kirche vom Staate und Erhebung jener über diesen war der große Gedanke,

der sich in Gregor's Geist erzeugte. Seinen Zweck zu erreichen fehlte es ihm nicht an jener eisernen Kraft des Willens, die außerordentlichen Männern immer eigen ist. Zwei Maaßregeln vorzüglich waren geeignet, die Ausführung seiner Absichten möglich zu machen, das Verbot der Priesterehe nämlich und die Investitur. Ungeachtet der von den Päpsten angesprochenen Oberherrschaft über kirchliche Angelegenheiten und über kirchliche Güter fuhren die Kaiser dennoch fort, Klöster zu verschenken, die Bischöfe zu ernennen und sie mit Ring und Stab zu investiren. So wurde 1071 dem Bischofe von Freising die Abtei Benediktbeuern, und im Jahre 1161 die Abtei Niedernburg dem Domstift Passau geschenkt. Nach langwierigem Blutvergießen rettete die weltliche Macht noch das Recht der Belehnung mit dem Scepter. Die Klöster entzogen sich während dieses Streites häufig der weltlichen Oberherrschaft und der bischöflichen Aufsicht; sie begaben sich unmittelbar unter päpstlichen Schutz, erhielten von der römischen Curie förmliche Schutzbriefe und mit diesen außer der Bestätigung aller Güter das Recht, ihre Aebte, Pröpste und Vögte selbst zu wählen, die Weihen beim Papst unmittelbar nachzusuchen, den Zehent von urbar gemachten Ländereien zu verlangen u. s. w. Diese Schutzbriefe waren vorzugsweise gegen die weltliche Obrigkeit gerichtet, und manche Klöster nahmen auch das Recht in Anspruch, die Gerichtsbarkeit auf ihren Besitzungen nicht mehr durch Vögte, sondern selbst und aus eigener Macht auszuüben.

Die Anzahl der Bisthümer wurde im Jahre 1071 durch die Gründung des Bisthums Gurk vermehrt.

Die Macht der Bischöfe erfuhr in diesem Zeitraume keine bedeutende Vergrößerung. Freie und unbeschränkte Wahl war das einzige Recht von Belang, das sie erwarben.

Um die Kirchenzucht aufrecht zu erhalten, fing man wieder an, die Geistlichkeit zum gemeinsamen Leben in Chorstiften, Domstiften und ähnlichen Instituten anzuhalten. Im Jahre 1120 stiftete der heilige Norbert die Prämonstratenser, die nach und nach in den bayerischen Klöstern Scheftlarn, Osterhofen, Wiltau, Neustift ꝛc. Eingang fanden. Durch Vermehrung und verbesserte Einrichtung der Mönchsklöster suchte man gleichfalls der Kirchenzucht aufzuhelfen. In jedem Jahre sah Bayern neue Klöster entstehen, und ihr Wachsthum wurde durch einen päpstlichen Ausspruch vom Jahre 1130, nach welchem sie von allen Zehenten auf den Gütern, die sie selbst anbauten, befreit waren, noch mehr emporgehoben.

Die Armuth vieler Adelichen, die genöthigt waren, ihre Güter zu verkaufen, die Kreuzfahrer, welche vor Antreten ihrer Pilgerschaft an's heilige Grab ihre Güter und Besitzungen zur Gründung neuer Klöster bestimmten, oder an Klöster verpfändeten und veräußerten, gab vielen Klöstern ihr Daseyn. Die Klöster waren nicht allein in religiöser und wissenschaftlicher Hinsicht, sondern auch für die Kultur von nicht zu berechnendem Nutzen. Außer-

dem, daß die Mönche in der Zeit, wo sie nicht geistliche Pflichten auszuüben hatten, sich mit Bebauung und Verbesserung des Bodens beschäftigten, schonten auch der Räuber und der sonst alles verwüstende Kriegsmann Güter und Besitzthümer, die ihm, als dem unmittelbaren Schutze Gottes und seiner Diener anvertraut, für unantastbare Heiligthümer galten. Daher blühten um Klöster Anbau und Ernte, während die anderen Ländereien der stäten Verwüstung preisgegeben waren.

Die Mönchsklöster veranlaßten die Urbarmachung des Landes in einem hohen Grade. Wo immer ein Kloster emporstieg, wurde bald der Boden ausgereutet und angebaut, die Menschen verfügten sich in dessen Schutz, und dadurch wurde ein Institut, das des ehelosen Standes wegen der Bevölkerung hinderlich schien, ein Mittel, dieselbe zu befördern. Man muß den Nutzen, den die Klöster auch in dieser Hinsicht gewährten, um so höher anschlagen, da die innerlichen Zerrüttungen und die Unsicherheit des Besitzes im Uebrigen die Zunahme der Kultur und der Bevölkerung hemmten, und den Fortschritten des geselligen Lebens hindernd entgegen wirkten.

Seit der ersten Zeit der Entstehung der Klöster hatte der ausgezeichnete Orden der Benediktiner sein Uebergewicht behauptet. Die Cistercienser (1098 gestiftet), Tempelherrn und Karthäuser (1086 gestiftet) wurden während dieser Periode in Bayern eingeführt; erstere nahmen die Klöster Ebrach, Kaisersheim, Waldenbach, Heilsbrunn, Waldsassen, Heiligen-

kreuz, Raitenhaslach und Allersbach, die Tempelherrn Altmühlmünster, die Karthäuser Seiz in Steiermark in Besitz.

Die Kreuzzüge, welche Millionen arbeitsamer Hände in ferne Länder führten, von denen nur wenige wieder in's Vaterland zurückkehrten, nahmen zahllose Leibeigene und Hartbedrängte unter ihre heiligen Fahnen, und machten so die zurückgebliebenen Arbeiter werther und theuerer. So kam es, daß diesen ein erträglicheres Loos bereitet, ihr Stand gehoben wurde und ihre Menschenwürde allmählich wieder Geltung erhielt.

So verbesserte sich nach und nach der Zustand des Landvolkes. Noch dauerte zwar die Leibeigenschaft fort, doch verfuhr man menschlicher gegen die Unglücklichen, welche das Loos zum Dienen bestimmte. Man gestattete ihnen allmählich, Eigenthum zu erwerben oder setzte sie auch wohl gegen Errichtung eines jährlichen Zinses in Freiheit (Censiten). Den Kindern der Leibeigenen wurde gegen Entrichtung einer gewissen Abgabe oder Auswahl des besten Erbstückes das Erbrecht für den Ueberrest des Vermögens ihrer Eltern eingeräumt. Zwar geschah es noch häufig, daß Freie sich aus Frömmigkeit für ewige Zeiten den Kirchen und Klöstern zur Leibeigenschaft hingaben, aber bei ungleichen Ehen konnten die Kinder nicht mehr von den niedrigeren Eltern leibeigen veräußert werden. Die Barschalken (Freibauern), welche bloß um ihren Unterhalt dienten oder fremde Güter in Pacht nahmen, dauerten fort.

In den Städten hatten die Bewohner nach und nach durch den Ertrag ihrer Gewerbe einen höheren Grad von Selbstständigkeit gewonnen. Das engere Beisammenleben und die Macht des Reichthums, die sich in den Städten zu entfalten begannen, zogen um deren Bewohner ein festeres Band, und lehrten, ihr gemeinsames Interesse, die Erringung ihrer persönlichen Freiheit, zu verfolgen. Die Städte des Auslandes, namentlich Italiens, hatten ein vorleuchtendes Beispiel gegeben, und in dem Rechte, Waffen zu tragen, das bisher nur Edle geübt, feierten die Städte den ersten Triumph ihrer Bedeutung. Regensburg, die Hauptstadt, bemächtigte sich zuerst dieses Vorrechtes, rebellirte gegen den Herzog Leopold und befehdete den Grafen von Graisbach. Adeliche und Ritter schämten sich nicht mehr, sondern rechneten es sich zur Ehre, Beisitzer und Mitglieder des städtischen Rathes zu seyn. Mehrere Ortschaften hatten sich bereits zum Range von Städten erhoben, so Freising, Passau, Salzburg, und selbst, wie es scheint, München, in welchem, 1169, ein Wernher von Mammniga, Konrad von Sconengau, Konrad Rufus, Albert und Udalrikus vorkommen, offenbar als Bürger und selbstständige Freie, da sie als Zeugen vorkommen. Eine eigene städtische Verfassung hatten die Städte noch nicht, sie standen noch unter herzoglichen Beamten.

Die ursprüngliche Einfachheit der Sitten, wo der Deutsche außer einer Thierhaut zur Kleidung und Waffen zur Jagd und zum Kriege wenig andere

Bedürfnisse kannte, war längst verschwunden. Der Herzog und die Großen des Landes entwickelten bereits eine prächtige und üppige Hofhaltung, man sah goldene und silberne Geschirre, Schmuck und prachtvolle Waffenrüstungen, und kostbare Kleider mit Purpur gefärbt und mit Pelzwerk verbrämt und gefuttert, zum Theil schon von Seide und Sammet, waren keine Seltenheit mehr.

Daß ein verfeinerter Lebensgenuß und der Gebrauch ausländischer Waaren einen Handel erzeugte und voraussetzte, bedarf kaum der Erwähnung. Der Handel war durch die Ausdehnung der Staaten unter den Welfen, besonders unter Heinrich dem Löwen, gar sehr erleichtert und befördert. Dieser letztere Fürst hat sich überhaupt um Hebung des Handels und der Industrie vorzügliche Verdienste erworben. Die Stadt Bardewick an der Elbe war seit den Zeiten der Karolinger Stapelstadt für den Handel des nördlichen Deutschlands. Im Jahre 1140 eröffnete Adolph Graf von Holstein einen neuen Hafen bei dem Dorfe Lübeck; Heinrich der Löwe, um diesem neuen Waarenzuge entgegen zu arbeiten, verbot den Handel mit Lübeck und errichtete auf der entgegengesetzten Seite eine neue Stadt, Löwenstadt. Als Lübeck 1156 abbrannte, brachte er es durch Vertrag an sich, erhob es zur Stadt und gab den Dänen, Skandinaviern und Russen freien Handel.

Indem wir die Schilderung des Fortschrittes in Wissenschaft und Kunst so wie in Anderm einem

andern Bändchen vorbehalten, schließen wir diese Darstellung mit den Worten eines Geschichtschreibers des Herzogthum Bayerns in damaliger Zeit, welcher den Zustand desselben unter Heinrich dem Löwen in folgender Weise beschreibt: „Bayern genoß Ruhe und Frieden unter seinem neuen Beherrscher. Sicher vor Raub konnten Heerden auf den Gauen weiden und der Landmann wehrlos seinen Acker und Weinberg bestellen; denn jetzt war in allen deutschen Provinzen hoher Friede gewirkt. Da durfte kein Unedler mit seiner Wehre erscheinen, noch ein Edelknecht gewaffnet dem Dinghaus im Gau nahen; selbst der Handelsmann, der in seinen Geschäften von fernen Gegenden herkam, durfte nicht gewaffnet gegen räuberische Anfälle durch das Land reiten; an den Sattel seines Thieres mochte er ein Dolchmesser anhängen, um solches im äußersten Nothfalle zu seiner Vertheidigung zu gebrauchen. So war für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe gesorgt worden, und so lange die Zeit des geschworenen Friedens fortdauerte, war die Friedbuße erhöht und auf jeden Kopf doppeltes Wehrgeld gesetzt, und Mord und Brand und was sonst des Reiches Satzungen für einen Friedensbruch erklärten, wurden mit dem Leben gebüßt. Der Kirchenbann und des Richters Acht kamen wieder in Ansehen, und weder geistliche noch weltliche Freistätten schützten den muthwilligen Ruhestörer."

Siebenzehntes Kapitel.

Heinrich des Löwen Ende.

Da mit der Besteigung des herzoglichen Thrones von Bayern durch Otto von Wittelsbach ein neues Heldengeschlecht, dem vaterländischen Boden selbst entsprossen, auf den Thron seiner Väter erhoben worden ist, so hat nun zwar die bayerische Geschichte mit Heinrich dem Löwen nichts mehr zu schaffen, es dürfte jedoch angemessen erscheinen, noch in Kürze der ferneren Lebensschicksale eines Fürsten zu gedenken, der trotz seiner Fehler den größten Männern seiner Zeit angereiht werden darf.

Kaiser Friedrich, welcher während der erwähnten Kämpfe Heinrich's gegen seine ihn drängenden Feinde im Süden des Reiches besonders mit Anordnung der bayerischen Angelegenheiten beschäftigt gewesen war, brach endlich im Sommer 1181 mit zahlreicher Mannschaft nach Sachsen auf und setzte allen Anhängern des Herzogs Fristen, binnen welchen sie den Reichsfeind verlassen sollten. Die Ehrfurcht vor den Gesetzen und Kaiser Friedrich's persönlicher Größe war auch so groß, daß Pommern und Slavien sogleich gehorchten, daß die Mannen, welche Heinrich dem Löwen von der Wiege an treu gewesen, es für ihre Pflicht hielten, von ihm abzufallen, und binnen kurzer Frist viele der festesten Schlösser und Städte sich freiwillig ergaben. Haldensleben ward erobert, Braunschweig belagert, und schon bewegte sich das von allen Sei-

ten verstärkte kaiserliche Heer gegen die Elbe. Nur eine Hoffnung blieb dem Herzoge: mit Hilfe der ihm noch zu Gebote stehenden Macht das rechte Ufer dieses Stromes zu behaupten. Sobald er aber mit dem größten Theile der Besatzung von Ratzeburg hinweggezogen war, bemächtigten sich die Freunde des vertriebenen Grafen dieses Ortes, und als er sich mit Hilfsmannschaft aus Plön und Siegberg zur Wiedereroberung umwandte, traf die Nachricht ein, Bardewick sey erobert und der Kaiser bereits über die Elbe gegangen; als er endlich mit Mühe Artlenburg erreicht hatte und in Sicherheit zu seyn wähnte, umringten ihn plötzlich die Feinde dergestalt, daß er den Ort anzünden und auf einem Fischerkahne nach Stade fliehen mußte.

Nur die dänische Macht hätte den Kaiser auf seiner Siegesbahn aufhalten können; allein in Schonen waren über die Erhebung von Abgaben und die Besetzung von Aemtern Unruhen ausgebrochen. König Waldemar hoffte, im Sturze eines so nahen und mächtigen Nachbarn Gewinn zu finden, und Friedrich's Antrag, zwei seiner Söhne mit dänischen Prinzessinnen zu vermählen, wirkte auf den König und noch mehr auf die eine so hohe Verwandtschaft sehr wünschende Königin Sophie. Vor Lübeck, wo der Kaiser mittlerweile angelangt war, fand sich Waldemar ein; hier kam ein Vertrag über diese Heirathen zu Stande und die Herzoge von Pommern wurden mit dänischer Zustimmung als Reichsfürsten belehnt.

Um diese Zeit ließen die Bürger des belagerten Lübeck dem Kaiser durch ihren Bischof vorstellen: „Heinrich dem Löwen verdanken wir das Daseyn unserer Stadt und die größten Rechte; durch ihn ist in diesen Gegenden das Christenthum begründet und das Heidenthum vertilgt worden. Deßhalb wollen wir und müssen wir uns auf das Aeußerste vertheidigen, wenn er nicht in die Uebergabe der Stadt willigt. Erlaube also, daß wir seine Befehle einholen."

Der Bischof, wegen seiner persönlichen Eigenschaften sonst vom Kaiser hochgehalten, fügte den Wunsch hinzu, daß sich dieser, der früheren Dienste Heinrich's und seiner Verwandtschaft eingedenk, milde bezeigen möge.

Friedrich antwortete: „Der Herzog besaß einst Lübeck durch kaiserliche Verleihung; nachdem aber alle Fürsten die Acht über ihn ausgesprochen haben, wurden seine Besitzungen mir erledigt und die Bischöfe und Fürsten erhielten das ihnen Gebührende bereits zurück. Daher ist es Unrecht und Anmaßung, wenn die Bürger von Lübeck mir die Herrschaft vorenthalten; doch will ich, um nicht Rache statt Geduld zu üben, ihr Gesuch bewilligen. Sollten sie aber nach der Rückkehr ihrer Gesandten längeren Widerstand beschließen, so wird auch die Strafe desto härter seyn. Der Fall des Herzogs ist übrigens weder durch meine Weisheit, noch durch meine Abneigung herbeigeführt, sondern sein Hochmuth, der jeden milden Ausweg zurückwies, hat ihn

gestürzt, und Jeder erkennt in dem Gange der Begebenheiten den Finger Gottes."

Nach kurzer Frist kehrten die Abgeordneten zurück, und Lübeck, welches der Herzog unmöglich entsetzen konnte, ergab sich dem Kaiser. Daß dieser die Bürgerrechte bestätigte, ja vermehrte, machte diesen Wechsel den Meisten erträglich und Manchen sogar angenehm.

Der Plan Heinrich's, sich in dem starkbefestigten Stade hartnäckig zu vertheidigen, verlor seine Bedeutung, als der Kaiser gegen Lüneburg zog, wo sich die Herzogin nebst ihren Söhnen bisher behauptet hatte. In Gefahr, auch diesen letzten Rest seiner Erblande zu verlieren, ließ der Herzog die Landgrafen von Thüringen frei, um ihm beim Kaiser einen günstigen Empfang auszuwirken. Wie bitter war es für Heinrich, daß er in dem sonst allgewaltig beherrschten Lande erst nach Bewilligung sichern Geleites reisen durfte, — daß er der so lange verschmähten Entscheidung der Fürsten endlich doch sich unterwerfen mußte!

Im November 1181 erschien Heinrich auf dem Reichstage zu Erfurt, warf sich vor dem Kaiser, den er einst zu seinen Füßen liegen gesehen hatte, demüthig nieder, umfaßte seine Kniee und bat um dessen Gnade. Solch ein Wechsel des Schicksals ergriff Friedrich's Gemüth auf das Tiefste, Thränen entstürzten seinen Augen und er rief aus: „Dennoch bist Du das eigene Werk deines Unglücks!"

Einige erwarteten, mehrere fürchteten, daß der Erniedrigte schnell wieder zu den alten Ehren erhoben werde; allein bei aller Macht durfte der Kaiser ohne Beistimmung der dem Herzoge abgeneigten Fürsten nicht entscheiden; er durfte bei aller Theilnahme an dessen Schicksale einer augenblicklichen Empfindung nicht die umfassenderen Entwürfe für die Wohlfahrt und Einigkeit des Reiches aufopfern. Deßhalb ging der Spruch dahin: das väterliche Erbe, Braunschweig und Lüneburg, obgleich es nach Reichs- und Kriegsrecht auch verwirkt wäre, solle dem Herzog verbleiben, hingegen müsse er, um der sichern Erhaltung von Ordnung und Ruhe willen, sieben Jahre lang das Reich meiden. Auf Bitten des Papstes, der Könige von Frankreich und England und des Grafen von Flandern setzte der Kaiser die Verbannungsfrist auf drei Jahre herab, mußte aber den hierüber besorgten Fürsten und Prälaten nunmehr eidlich versprechen, seine Milde ohne ihre Beistimmung nicht weiter auszudehnen.

Im Frühjahre 1182 wanderte der einst Königen gleichstehende Heinrich der Löwe mit Frau und Kindern hilflos aus, und da, wo er sonst geherrscht hatte, zeigte man ihm nicht überall Mitleiden. Als er z. B. in seiner ehemaligen Stadt Bardewick Nachtlager halten wollte, verschloß man ihm die Thore und verhöhnte ihn auf eine höchst unwürdige Weise von den Mauern herab. Da schwur Heinrich: wenn ihm das Glück einst wieder günstig werde, so wolle er die Bürger von

Bardewick außer Stand setzen, wieder einen Fürsten beleidigen zu können.

Bei dem Vater seiner sanften und frommen Gemahlin Mathilde, bei dem Könige von England fand er mit den Seinigen eine ehrenvolle Aufnahme. Selbst die Mächtigsten unter den jetzigen Besitzern seiner Länder hielten sich nun erst für gesichert.

Die beste Rechtfertigung wurde dem Herzog gleich nach seiner Entfernung zu Theil. Es wurde sichtbar, wie nur seine gewaltige Hand und sein umfassender Geist so viele Länder zu regieren, so vieler Fürsten und Grafen Stolz zu bändigen gewußt hatte. Mit ihm fehlte die Einheit und der Halt für's Ganze. In Sachsen that Jeder ungestraft, was ihm gefiel, und herrschte unabhängig in seiner Umgebung; Jeder übte oder litt Gewalt, wie er eben der Stärkere oder Schwächere war. Es war eine schreckliche herrenlose Zeit; überall entstand Feindschaft und Verwilderung, und nur in Bayern vergaß man über des Wittelsbacher's weiser Regierung den alten Welfischen Fürsten.

Fürstlich und hochgeehrt lebte der große Verbannte unterdessen fern von den Marken seines Landes. Aber das erduldete Unrecht, der Verlust so großer Besitzungen, die Besorgniß für das wenige ihm Gelassene, selbst die Unthätigkeit, zu welcher der sonst so geschäftige Mann sich verurtheilt sah, und das Gefühl, von fremder Gnade abhängig zu seyn, mochten ihm wohl die Tage der Verbannung zu wenig glücklichen gemacht haben. Vielleicht um

ein in der Jakobskirche zu Braunschweig abgelegtes Gelübde zu erfüllen, gewiß aber, um in der Religion den Trost zu finden, den ihm sonst nichts gewährte, machte er von der Normandie aus eine Wallfahrt zum großen Schutzpatron Spaniens, dem heiligen Jakobus dem Jüngeren, dem ersten Martyrer unter den Aposteln, nach Compostella, der Hauptstadt Galiziens. Des Heiligen Gebeine, dorthin aus Jerusalem geflüchtet, entdeckten sich selbst im 9. Jahrhundert durch Wunder und wurden ächt befunden. Seit jener Zeit strömten aus allen Ländern die Gläubigen dahin, eine herrliche Cathedrale erhob sich über des Heiligen Ueberresten und dreizehn Jahre vor Heinrich's Ankunft hatte König Ferdinand II. von Leon zu dessen Ehre einen Ritterorden gestiftet. Dort, wo vor dem kleinen hölzernen Bilde des Heiligen auf dem Hauptaltare unzählige Wachskerzen brennen, wo die fromme Menge in zwei Kirchen über und unter der Erde, wie in zwei Welten, betet, dort beugte auch Heinrich in Demuth seine Kniee, dort mag er, was ihn geängstet und gedrückt, was eigene oder fremde Schuld ihm aufgeladen, dem Heiligen anvertraut haben.

Im Jahre 1184 gebar ihm seine Gemahlin Mathilde seinen jüngsten Sohn Wilhelm. So sollte durch ein seltsames Geschick gerade derjenige seiner Söhne, welcher von allen allein den Welfen-Stamm fortpflanzte, in der unglücklichsten Periode seiner Eltern geboren werden, aber auch eben in dem Lande, in welchem fünf Jahrhunderte spä-

ter ein glorreicher Urenkel die Königskrone bekam. Unglücklicher Ahnherr Heinrich, wäre dir ein Blick in die Zukunft gestattet gewesen, wie hätte dich, den Vielgedrückten, solche Aussicht gestärkt!

Inzwischen war die Verwirrung in Sachsen und den slavischen Ländern immer höher gestiegen; die ausgebrochenen Kriege und Fehden wurden zwar durch des Kaisers Macht immer wieder beigelegt, aber das Feuer glimmte fortwährend unter der Asche.

Da kehrte Heinrich nach Ablauf der Zeit seiner Verbannung, um Michaelis 1185, mit den Seinigen aus England zurück. Sein Erscheinen, obwohl nicht unerwartet, mußte in Deutschland manche Besorgniß erregen, vorzüglich bei denen, welchen der Anblick des schwer beleidigten Mannes immer ein stiller Vorwurf seyn mußte. Vieles fand er verändert, nichts gebessert. Selbst das ihm vor seiner Abreise gegebene Versprechen, seine beiden Erblande Braunschweig und Lüneburg zu schonen, mag schlecht gehalten worden seyn. Viele seiner Feinde hatte zwar der Tod hinweggerafft, aber Viele, denen er früher wohlgethan, fand er als Undankbare und als Feinde. Dem Herzoge blieb nichts übrig, als sich in der Hoffnung, daß sein Schicksal bald eine günstigere Wendung nehmen könne, nach Braunschweig zu begeben und zu erwarten, wann der Kaiser die Hoffnungen und Versprechungen erfüllen werde, die er ihm in allen seinen Briefen gemacht hatte. Allein von dem Allen ging nichts in Erfüllung. Der Kaiser suchte den

noch immer gefürchteten Gegner nur hinzuhalten, bis er von einer Reise, die er nach Italien gemacht hatte, zurückkehren werde.

So saß Heinrich der Löwe auf seiner Burg zu Braunschweig, endlich zufrieden mit dem Wenigen, was ihm seine Feinde gelassen hatten, ohne an den öffentlichen Angelegenheiten, die damals Deutschland und Italien bewegten, Antheil zu nehmen. Sein alter feuriger Muth schien gebrochen, und nur die Hoffnung schien ihn noch zu beleben. Oefter war ihm Gelegenheit geboten, in den zwischen den Fürsten ausgebrochenen Streitigkeiten den Ausschlag zu geben, wo es nur eines Mannes, wie er war, bedurft hätte, um dem Kaiser fühlen zu lassen, daß des Löwen Kraft noch nicht gebrochen sey. Zwar hatte er keinen seiner Ansprüche auf seine früheren Länder durch ausdrückliche Entsagung aufgegeben, aber Zeit und Umstände waren noch seiner Wiedereinsetzung entgegen.

Da kam die Schreckenskunde von der Eroberung Jerusalems durch Saladin, von Rom aus erging die Aufforderung zu einem allgemeinen Kreuzzuge, und auch Kaiser Friedrich entschloß sich auf einem zu Mainz gehaltenen Reichstage, das Kreuz zum zweitenmale zu nehmen. „Bisher habe er für zeitliche Ehre gestritten," sagte er, „jetzt aber wolle er für Gott streiten, denn er habe einen guten Kampf gekämpft, wenn er seine Tage mit diesem Zuge beschlösse."

Nur Eines war, was den Kaiser noch beküm-

merte. Ein Mann saß in Braunschweig, schwer beleidigt und gekränkt von ihm, wie von den meisten Fürsten Deutschlands, der so nicht zurückgelassen werden durfte. Heinrich der Löwe mochte der langen Vertröstungen müde geworden seyn und jetzt ihre endliche Erfüllung gefordert haben, wenigstens rechtete er damals eben mit dem Herzog Bernhard wegen dem sächsischen Herzogthum. Man kannte den Löwen und seinen alten Muth. Entfernte sich Friedrich mit den tapfersten Fürsten aus Deutschland, so war König Heinrich, der Sohn des Kaisers, nicht im Stande, dem Herzoge das Gegengewicht zu halten. Er mußte demnach versöhnt, entfernt oder mitgenommen werden.

Heinrich erhielt eine Ladung auf den Reichstag, welchen der Kaiser im August 1188 zu Goslar zur Beruhigung des nördlichen Deutschlands hielt. Hier traf Heinrich nach sieben Jahren zum ersten Male wieder mit dem Kaiser zusammen. Wie die Jahre der Leidenschaft für beide Männer vorüber waren, konnte auch des Kaisers Haß sich abgekühlt und menschlicheren Gefühlen gegen seinen unglücklichen Vetter Platz gemacht haben. Kam aber Heinrich in der Hoffnung, jetzt den alten Streit völlig geschlichtet und sich bald in den Besitz des Verlorenen wieder eingesetzt zu sehen, so hatte er nicht berechnet, daß Haß und Rache sehr schwer zum Schweigen gebracht werden können. Noch fand er hier Viele, den Kaiser selbst nicht ausgenommen, als Richter vor sich, die sich von seinem Fall be-

reichert und sich bereits in dem Erhaltenen festgesetzt hatten.

Kaum war aber Heinrich auf Bedingungen gefaßt, wie man sie ihm jetzt stellte. Drei Vorschläge waren es, unter denen man ihm die traurige Wahl ließ. Er solle sich entweder mit einigem Ersatze für das Verlorene begnügen, oder auf kaiserliche Kosten am Zuge nach Palästina Theil nehmen und dann völliger Wiedereinsetzung gewärtig seyn, oder endlich abermals mit seinem ältesten Sohne auf drei Jahre das Land verlassen. Es entging ihm nicht, welche Politik dieses neue Urtheil gegen ihn diktirt hatte. Das Recht seiner Forderung mußte man anerkennen, denn wenn er schuldig war, hatte er bereits durch sein erstes Exil gebüßt; allen neuen Grund zu Beschuldigungen aber hatte er mit größter Klugheit vermieden. Man mußte ihm demnach, um nicht die höchste Ungerechtigkeit zu begehen, das Verlorene wieder geben. So wollte es das Recht, aber nicht der Vortheil und die Klugheit der Richter.

Es kam Alles darauf an, Zeit zu gewinnen, und dazu gab der bevorstehende Kreuzzug den besten Vorwand. Zu gut kannte man den Herzog, daß er nie in eine theilweise Wiedereinsetzung willigen würde; ein Mehreres aber, schützte man vor, sey so kurz vor dem schon anberaumten Kreuzzuge nicht möglich. Daß Heinrich in Gesellschaft seiner Feinde und im Gefolge des Kaisers jenen mühsamen Zug nicht wiederholen wollte, wo der Gefahren so viele ihn erwarteten, mochte ihm Niemand verargen.

Es blieb ihm also jetzt nichts übrig, als neue Auswanderung in ein Land, wo er des Guten viel genossen und dabei den Vortheil hatte, im Falle der Noth gleich seinem Vaterlande nahe zu seyn. Dabei ersparte er sich die traurigen Erinnerungen an die vorige Größe, die ihn auf jedem Schritte begleitet haben würden, und die Demüthigung, da, wo er einst als mächtigster Fürst Deutschlands von Kaisern und Königen geehrt worden war, jetzt als Vasall das Gefolge eines andern nur glänzender machen zu helfen; der Uebermacht einmal unterliegend, rettete er wenigstens sein Recht und Selbstgefühl, und er wählte die Verbannung.

Kaum war der Herzog entfernt, als seine Feinde, den vom Kaiser zugesicherten Frieden brechend, seine Länder überfielen und verwüsteten. Da starb am 28. Juni 1189 auch seine Gemahlin, die Herzogin Mathilde, in der Blüthe ihrer Jahre, vielleicht aus Kummer über die Leiden ihres Gemahles. Edel wie ihr Geschlecht war sie selbst; mit seltener Liebe und unerschütterlicher Treue hatte sie die Leiden und Freuden, die Größe wie den Sturz des Herzogs getheilt. Hohe Ehrerbietung gegen die Religion und ihre Priester, Beschenkung der Kirchen, Freigebigkeit und Milde gegen die Armen zeichneten sie aus, und wie ein großes Beispiel segensreich fortwirkt, so zog sie auch zu gleichen Tugenden ihre Kinder auf. Diese waren jetzt verwaiset und doppeltem Ungemache bloßgestellt.

Der Herzog hielt sich seines Eides entbunden,

weil der Vertrag von seinen Gegnern zuerst war gebrochen worden, und noch im Herbste dieses Jahres trug ihn ein Schiff der deutschen Küste zu. In Stade ward er von dem Erzbischofe Hartwich von Bremen, seinem ehemaligen Feinde, der jetzt seiner bedurfte, mit offenen Armen empfangen, und schlug bald, da die treuen Vasallen von Wolpe, Schwerin und Ratzeburg sich wieder um ihn sammelten, die Dänen und die Ditmarsen in die Flucht. Als Hamburg, Plön und Itzehoe wieder erobert waren, forderte er Bardewick zur Unterwerfung auf, aber stolz verweigerten die Bardewicker dieselbe und verhöhnten von den Mauern herab den alten Löwen auf die frechste Weise. Aber bald ereilte sie das Verderben. Die Stadt war am schwächsten, wo sie an die vorbeifließende Elmenau stieß. Hier griff sie Heinrich an, fand aber den kräftigsten Widerstand, und zwei Tage lang wurde vergeblich gestürmt. Endlich zeigte ein scheu gewordener Ochse eine Furth durch den Fluß an einer wenig beachteten und schlecht vertheidigten Stelle. Die Reiterei kam zuerst durch den Fluß, das Fußvolk wadete nach und die dort niedrigere Mauer wurde erstiegen. Aber nun erst erhob sich der verzweifeltste Kampf: Straße für Straße, Schritt für Schritt mußten erkämpft werden, bis endlich den Vertheidigern der Muth entsank. War vorher eine Schlacht gewesen, so wurde jetzt ein Schlachten. Die Stadt wurde endlich erobert und zerstört, nur die Kirchen und heiligen Gebäude wurden verschont. Die blühende Stadt wurde eine schreck-

liche Ruine, die sich kaum wieder zu einem Flecken erhob. Der Handel wandte sich nach Lübeck, und daß des Tages — es war der 28. Oktober 1189 — Andenken nicht verlösche, wurde über das Portal des Doms ein hölzerner Löwe mit der Inschrift gesetzt: Vestigia Leonis (des Löwen Spur), die noch heut zu Tage da zu lesen sind.

Nach Bardewick's Zerstörung ergaben sich Lübeck und Lüneburg, aber in der nächsten Schlacht gegen Adolph von Dassel, den Statthalter Holsteins, war Heinrich unglücklich. Viele seiner Vasallen blieben auf dem Wahlplatze bei Segeberg, die andern verließen ihn. Die Bischöfe von Hildesheim und Halberstadt belagerten darauf in Gemeinschaft mit dem jungen König Heinrich, den Friedrich in Deutschland als Reichsverweser gelassen hatte, Braunschweig, jedoch vergebens. Darauf kam im Jahre 1190 ein Vergleich zu Stande, worin Heinrich versprach, dem Könige seine Söhne als Geiseln zu stellen.

Zwar dauerte auch dieser Vergleich nicht lange, doch wurde die alte Feindschaft auf andere Weise ausgeglichen. Heinrich des Löwen ältester Sohn, Heinrich, hatte sich mit Agnes, der Erbtochter des Pfalzgrafen Konrad am Rhein, Bruder Kaiser Friedrich's I., vermählt. Diese Verbindung eines Welfen mit einer Hohenstaufen schien endlich die alte Fehde zu enden. Durch des Pfalzgrafen Konrad und des jungen Heinrich Vermittlung erfolgte endlich eine Aussöhnung mit dem Kai-

ser in Dilleda in Thüringen. Aber weiter wurde auch nichts erlangt: von seinen alten Würden und Ländern bekam der Herzog hier nichts, als eitle Versprechungen, die er oft schon gehört und nie sich erfüllen gesehen hatte. Es war ein grausames Spiel, das man mit dem unglücklichen Greise trieb. Nichts mag mehr bewundert werden, als die Stärke seiner Hoffnung, die nach so vielen bittern Täuschungen doch nie erlosch. Treu, wie sein Schatten hat sie ihn bis an das Ende seiner Tage begleitet und ihn aufrecht erhalten und gestärkt, — freilich nur eine schwache Schadloshaltung für das, was er verloren. — Nach dieser Aussöhnung trennten sich beide Fürsten, um sich niemals wieder zu sehen. Sein Sohn Heinrich begleitete den Kaiser auf einem Zuge nach Italien.

Einsam und verlassen saß der Greis Heinrich in seiner Burg zu Braunschweig, wie auf den Trümmern alter Größe. Keine Gemahlin, kein Sohn, keine Tochter war bei ihm, kein munterer Enkel verschönte seine späten Tage. Wenige lebten noch, welche die Erinnerung der alten bessern Zeit, an der das Alter so gern sich labt, mit ihm zu theilen hatten. Doch wurde ihm noch die Freude zu Theil, seinen ältesten Sohn Heinrich wieder aus Italien zurückkehren zu sehen. In diesem Sohne sah er sich verjüngt, er fand in ihm den Unternehmungsgeist, die ritterliche Kraft und Thätigkeit wieder, die ihn einst selbst zum Fürstenspiegel seiner Zeit gemacht hatten.

Aber auch sein Sohn brachte nichts Erfreuliches vom Kaiser mit; er hatte sich mit allen seinen Diensten einem Undankbaren verpflichtet, denn der Kaiser hatte selbst im Laufe seiner Siege und Erwerbungen nichts als Vertröstungen und eitle Gnadenversicherungen für ihn und seinen Vater gehabt, die er nachher durch Boten öfters wiederholte, ohne es deßwegen redlicher zu meinen.

Was blieb ihm also übrig, als sich in sein Schicksal zu ergeben und sich von einem unbarmherzigen Kaiser zu einem barmherzigen Gott zu wenden und sich dessen Gnade ganz allein zu befehlen. Zwar hat er nie auch nur auf eines der verlorenen Länder förmlich Verzicht geleistet, aber er hat auch keine Schritte mehr zu ihrer Wiedererlangung gethan. Auf diese Weise tritt Herzog Heinrich aus seiner großen politischen Laufbahn heraus. Nicht mehr der Fürst, nur der Mensch in ihm gewährt noch Interesse; die historische Wichtigkeit hört auf, aber nicht die psychologische.

Auf sich und einen kleinen Kreis um ihn beschränkt, nahm er seine Lieblingsbeschäftigung, die Verzierung und Verschönerung seiner Kirchen wieder vor. Dem Dom zu Braunschweig, welchen er dem heil. Johannes dem Täufer und dem heil. Blasius gegründet hatte, schenkte er ein Bildniß des Gekreuzigten und andere Gebilde von hoher Kunst und Schönheit, und auch ein goldenes Kreuz, mit Edelsteinen reich besetzt, von 1500 Mark Silber an Werth. Zierliche Fußböden und Fenster erhöhten

die Pracht des Ganzen. Zum Besten derselben Kirche und anderer ließ er auch die kostbaren reichen Stoffe, die er aus dem Orient mitgebracht hatte, zu Meß- und andern heiligen Gewändern verarbeiten. Auch die Armen hat er zu allen Zeiten reichlich beschenkt.

Auch entzog er sich den Geschäften der Regierung nicht. Täglich saß er zu Gericht, wo ihm die wichtigsten Streitsachen vorgetragen und von ihm mit seiner gewöhnlichen Umsicht und Klugheit entschieden, auch noch andere Angelegenheiten des Landes mit väterlicher Sorgfalt abgehandelt wurden.

Unter diesen und ähnlichen Beschäftigungen war ihm der Winter bis zum Osterfeste des Jahres 1195 hingegangen. Schon längere Zeit hatte er eine merkliche Abnahme seiner Kräfte gespürt, aber in der Mitternacht vor dem Osterfeste (zwischen dem 1. und 2. April) überfiel ihn plötzlich ein ungewöhnlich heftiger Schmerz. Er blieb auch ohne alle Erleichterung — alle Arznei verschmähte er — bis zum Tage seines Todes. Doch auch jetzt noch setzte er wenigstens seine frommen und milden Werke fort.

Immer mehr fühlte aber der Herzog die Abnahme seiner Kräfte und sendete nach seinem Sohne Heinrich, der sich damals in der Pfalz am Rheine aufhielt und nach Isfried von Ratzeburg, seinem Beichtvater, dem einzigen noch lebenden Bischofe von denen, die einst Heinrich selbst eingesetzt und belehnt hatte. Isfried erschien und stand mit Gebet und Zuspruch seinem alten Wohlthäter und Fürsten treulich bei, hörte seine Beichte und reichte ihm

darauf am 2. August das heilige Abendmahl und das heilige Oel. Auch sein Sohn Heinrich scheint ihn noch lebend getroffen zu haben. So hat er noch unter großen Schmerzen, aber ohne Seufzer und Klage vier Tage gelebt. Nur den Ausruf vernahm man einige Male: „Gott sey mir Sünder gnädig! Am 6. August 1195 — es war ein Sonntag — starb er, nur von einem seiner Kinder, aber von einer zahlreichen Geistlichkeit umgeben. Zwischen Schaaren von Weinenden wurde er in St. Blasius-Münster getragen und vor dem Kreuze, das er selbst errichtet hatte, mitten in der Kirche zu Mathilden, seiner Gemahlin, in die Gruft gesenkt. Merkwürdig, wie sein Leben, war also auch sein Tod, aber dieser bewies, daß man vor letzterem das erstere nicht preisen soll.

Buntings Kronik von Braunschweig enthält über den Tod des Herzogs Folgendes:

„Anno 1195 gerade am Osterabend befiel Herzog Heinrich der Löwe, auffm fürstlichen Moßhause zu Braunschweig, mit Leibes schwachheit, lag danieder biß auf den Tag S. Sixti. Die Krankheit hielt immer streng an, daß auch keine Linderung zu spüren. Bey werenden solchem Zustand, ließ der Fürst zusammen bringen alle alte Chronicken und Geschicht-Bücher, so viel deren zu bekommen, ließ sich dieselbe fürlesen, hörte mit fleiß zu, daß Er auch oftermals die ganze nacht damit zubrachte. Als die Hundes Tage sich annahenden, regete sich bey dem Herzogen die rohte Ruhr, setzte

ihm auch aufs hefftigste zu, dennoch wollte er zu keiner Arzeney sich versehn. Vierzehn Tage für seinen seeligen Hintritt, gerade am S. Jacobs Abend, um neun Uhr, begunte es heftig zu Wetterleuchten, that auch zugleich einen starken Donnerschlag, dadurch die Schindel, zwischen der Mauren und dem Dachbley, auf der Kirchen S. Blasy, angezündet und licht brennend worden, worüber sich jedermann hefftig erschreckt, der Fürst, unangesehen, es ihm überm Kopffe war, ließ sich nichts merken. Als aber jederman schreyete, man solt den Fürsten retten, entstund schleunig ein Regenwetter, dadurch die Feuersbrunst genzlich geleschet worden. Der Fürst aber, als er sich je länger je schwächer befand, sante einen Botten nach seinen Sohn, Pfalzgraf Heinrich der damal am Rhein sich auffenthielt: Ließ auch seinen Beicht-Vater Herr Ißfriedum, Bischoffen zu Ratzeburg fordern, damit er sich zum seeligen Abschiede schicken und bereiten möchte. Dem Bischoffe hat er seine Sünden mit Thränen gebeichtet, ist von ihm absolvirt und mit dem Nachtmahl des Herrn versehen worden. Endlich hat unser HErr GOtt seinen gnädigen Willen geschäffet, und ist der theure Fürst den 6ten Augusti, am Tag Sixti Martyris unter der Clerisey Händen in Christo sanfft und seeliglich eingeschlaffen. Der Tag Sixti Martyris, fiel dazumal gleich auf einen Sonntag. Den Fürsten haben seine Unterthanen hefftig betrauret, aber den Feinden, ist sein Todt eine frohliche bottschafft gewesen. Wie Herzog Heinrich diese Welt gesegnete, war

er im sechs und sechzigsten Jahr seines Alters. Der Cörper ward in die stifft Kirchen S. Blasy getragen, und mitten in der Kirchen an die Seyte, Frau Mechtilden, geborne aus Königlichen Stammen zu Engeland, seiner Gemahlin, Fürstlich zur erden bestattet. Es ist ihm gesetzt worden, ein Epitaphium, geschrieben mit güldenen buchstaben auf eine Kleine Taffel, so noch heut zu Tage vorhanden. Die Verse lauten, wie folgt:

EPITAPHIUM
HEINRICI LEONIS,
Ducis Bavariae et Saxoniae.

Hic jacet Heinricus, quondam Dux conditor hujus
Ecclesiae dignus, nobilitate pius.
Moribus ornata, sibi conjunx est sociata,
Pauperibus larga simplicitate bona,
Inclyta Mechtildis, Anglorum filia regis.
Nutriat Angelicis hos Deus ipse cibis,
Adjacet optatus rex horum sanguine natus,
Otto Coronatus; vermibus esca datus,
Hujus erat Sponsa Philippi stirps generosa,
Filia formosa; nunc cinis, ante rosa.
Qui legis haec metra, memor horum sis peto; pensa,
Quid caro, quid vita, quid res, nisi mors, cinis, umbra.

So hatte der große Welfe Heinrich nach einer sechsundsechzigjährigen Laufbahn endlich den Hafen der Ruhe gefunden. Das Schicksal, das sich ihm seit fünfzehn Jahren so mißgünstig gezeigt hatte, war versöhnt. Nach drei Jahren, wenn ihn Gott am Leben gelassen hätte, würde er sein Greisenhaupt mit weniger Sorge, ja mit Freuden geneigt haben,

denn er hätte noch den höchsten Glanz seines Hauses gesehen. Wenige Monate nach ihm starb Pfalzgraf Konrad und räumte Heinrich dem Jüngern seinen Platz. Die beiden andern Söhne, bisher des Kaisers Geiseln, kehrten bald darauf aus der Gefangenschaft zurück. Zwei Jahre hierauf (1197) starb Kaiser Heinrich, und schon ein Jahr nachher ward der Welfe Otto (seit 1197 Herzog von Aquitanien und Poitou) zum römischen König und später auch zum Kaiser gekrönt. Aber so gut hatte es Heinrich dem Löwen nicht werden sollen. Nur den Fall des alten National-Herzogthums Sachsen erlebte er und sah den Anfang der allmählichen Umgestaltung Deutschlands; mit Bekümmerniß sah er noch, wie Alles einer neuen Zeit entgegeneile, die ihn, der alten gewohnt, nicht freuen konnte.

Seine Feinde jauchzten über seinen Tod; erst jetzt glaubten sie sich sicher, aber es sollte die Zeit kommen, wo selbst diese ihn wieder in's Leben zurückwünschten, als man den Mann vermißte, der den Kaisern gegenüber der deutschen Freiheit zum Stützpunkt dienen konnte. Neuere Geschichtschreiber sind bald im Lob, bald im Tadel über ihn ausschweifend gewesen, wenige haben ihn unparteiisch gewürdigt. Beredter als alle Federn und Zungen reden die Thaten der Menschen, und auch die des Herzogs Heinrich des Löwen. Große Fehler, große Tugenden haben sich in ihm gepaart und ihn durch das Leben begleitet; drei Perioden seines Lebens springen unverkennbar hervor, die seines Steigens, seiner

Größe und seines Falles. Sein Fall aber war unvermeidlich, hätte er auch den Kaiser nicht gereizt. Mehr als seine moralischen Gebrechen hat seine politische Größe ihn gestürzt, die mit Deutschlands damaligem Zustande unverträglich schien. Daß er dieses nicht zeitig genug erkannte, war sein größter, aber menschlichster Fehler. Er hat ihn hart gebüßt, wie ein Jeder büßen muß, der die Forderungen oder Bedürfnisse seiner Zeit entweder nicht erkennen kann oder nicht erkennen will.

Inhalt.

Inhalt.

Brug, Franz Maria

Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern und Sachsen historische Darstellung

Augsburg 1854